

# **TARLOT**

## **Buch 1**

**Robin Geiß**

## Vorwort

Mehr als elf Jahre sind vergangen, seit ich den ersten Satz für meinen vierteiligen Fantasy Thriller TARLOT geschrieben habe. Und noch viel länger ist es her, seit mir diese Geschichte in den Sinn gekommen ist.

Angefangen hat alles mit einem einzigen Satz, über den ich lange grübelte, den ich faszinierend fand und der mich nicht mehr los ließ. Es ist der erste Satz von Christine Parsto, den diese in meinem Buch ausspricht und ich fing an zu grübeln, wie so etwas passieren könnte und baute mir nach und nach eine Geschichte auf, die mich immer mehr fesselte und die sich immer weiter ausbreitete.

Natürlich habe ich nicht durchgehend an dieser Geschichte geschrieben, dann wäre ich selbst für einen Anfänger als Autor etwas langsam. Aber ich habe mich wirklich jeden Tag damit beschäftigt. Sei es nun das eigentliche Schreiben, Vorbereitungen treffen, Korrekturen vornehmen, Erinnerungen auffrischen, Notizen aufzeichnen, Recherchieren, Details ausdenken, Zukunftspläne schmieden und tausend Fragen an tausend Personen stellen.

Manchmal zog sich der Prozess so lange hin, dass ich schon an der Fertigstellung zweifelte. Nie hingegen zweifelte ich aber an der Qualität der Geschichte. Es ist für mich nach wie vor die ultimative Verschmelzung von Fantasy, Thriller und Horror. Und warum sollte ich sie auch nicht so super finden? Schließlich habe ich mir genau das ausgedacht, was ich selbst fesselnd und aufregend finde.

Etwas verwirrend mag die Tatsache sein, dass im ganzen ersten Buch nur sporadische Elemente der klassischen Fantasy zu finden sind. Aber im Gesamten betrachtet kann man das komplette erste Buch als Einleitung verwenden. Ich habe oft überlegt, ob ich gerade dieses Buch, das sehr oft überarbeitet wurde, am Ende nochmal neu schreiben sollte. Aber ich denke, wer alle vier Bücher gelesen hat wird mir zustimmen, dass die Reihe in sich 100% stimmig in ihrem Aufbau ist. Also liebe Fantasy Freunde, lasst euch nicht täuschen, die Einflüsse von Tolkien's „Herr der Ringe“ werden noch spürbar. Und ich sage dies so offen, da es einfach natürlich ist, dass wir in unserem eigenen Schaffen ständig von unseren Erlebnissen beeinflusst werden. Seien es nun andere Romane, seien es Filme, die Musik (die mein ständiger Begleiter beim Schreibprozess war) oder einfach tägliche Erlebnisse. Ich wollte das Rad nie neu erfinden, sondern einfach meine Version eines spannenden Fantasy Romans schreiben, der zudem Einflüsse aus dem Thriller und Horrorbereich parat hält und eine epische Story bietet.

Es war ein seltsames Gefühl, mich von all den Figuren nach so langer Zeit zu verabschieden und das Ende zuzulassen, aber es war einfach an der Zeit. Diese Geschichte ist zu Ende erzählt, ich wünsche euch viel Spaß beim Lesen und freue mich über ein Feedback jeglicher Art.

Vorhang auf für eine fremde Welt, fremden Personen und willkommen im TARLOT!

## TEIL I

### 01

Kalt. Es war sehr kalt. Fast schon unerträglich kalt. Er wollte sich schütteln, sich bewegen, irgend etwas tun, um die Kälte aus seinem Körper herauszubekommen. Sein Körper aber reagierte nicht. Er sah nichts. Nichts! Nur Dunkelheit. Stille. Und diese entsetzliche Kälte. Sonst nichts. Er sah nichts, er roch nichts, er hörte nichts. Und wäre die Kälte nicht gewesen, so hätte er gar nichts gespürt. Und noch etwas stimmte nicht. Etwas in seinem Körper schien ... er wusste nicht, wie er es hätte benennen sollen, verschwunden zu sein. Nein, nicht verschwunden. Irgendwie anders: Es war kein Körperteil mehr an seiner an seinem Platz. – Da! Er glaubte in der Dunkelheit etwas ausmachen zu können. Das Aufflackern einer Lichtquelle? Aber so schnell, wie es gekommen war, war es auch schon wieder verschwunden. Hatte er es wirklich gesehen? Er war sich dessen schon nicht mehr so sicher. Diese verdammte Kälte machte ihn noch wahnsinnig. Er konnte sich noch nicht einmal für eine Sekunde konzentrieren. Da war es schon wieder! Etwas schien aus einer riesigen Entfernung durch die gnadenlose Dunkelheit zu ihm herüberzuleuchten. Es war nur winzig klein, aber er sah es. Unter normalen Umständen hätte er es wohl nicht wahrgenommen. Aber wenn man die totale Finsternis um sich hatte und außer einer großen Kälte nichts spürte, nahm man auch den kleinsten und entferntesten Lichtpunkt wahr, in der Hoffnung auf eine Erleuchtung für alles, was hier geschah. Eine Erleuchtung für das, was er war und was hier vor sich ging. Der kleine Punkt wurde jetzt größer. Kaum merklich, doch er wurde größer. Er war, wie es schien, noch immer Hunderte von Kilometern entfernt, aber es sah aus, als komme er auf ihn zu. Oder war er es, der sich auf die Lichtquelle zubewegte? Er war sich dessen nicht sicher. Drangen jetzt auch Geräusche an sein Ohr? Oder bildete er sich das alles nur ein? Konnte er dem trauen, was er wahrzunehmen glaubte: ein leises Summen wie in einem Raum, in dem ein Fernseher eingeschaltet ist. Es war da! Zwar nicht so stetig wie das Fernsehersummen, aber eindeutig etwas, das er hören konnte. Da, der Punkt wurde abermals größer, gewann immer mehr an Umfang. Und auch die Geräusche wurden lauter. Er konnte jetzt sogar etwas riechen. Zwar konnte er nicht sagen, womit er das in Verbindung bringen sollte, aber ein Geruch war in der Luft, kein Zweifel. Das einzige, was unverändert blieb, war die eisige Kälte. Aber sie schien erträglicher zu werden, da es endlich auch noch andere Wahrnehmungen gab, auf die er sich konzentrieren konnte. Er wusste zwar noch immer nicht, wer oder was er war, wo er war und warum er hier war. Aber es wurde ihm klar, dass er lag. Ja, er lag, wenn er auch nicht wusste, wo. Und allmählich stellte sich auch so etwas wie sein Gleichgewichtssinn wieder her. Der Lichtpunkt füllte nun bald seinen gesamten Blickfeld. Er war nicht mehr so strahlend hell, wie er ihn noch vor wenigen Augenblicken wahrgenommen hatte, dennoch aber hell. Weiß. Auch die Intensität der Geräusche nahm jetzt zu; doch je lauter die Geräusche wurden, desto mehr hörte er heraus, dass sie durch etwas gedämpft wurden. Sie drangen zwar an sein Ohr, doch konnte er nichts Eindeutiges aus ihnen schließen. Auch die Gerüche wurden nun klarer und unterscheidbar. Manche waren angenehm, andere erschienen ihm sogar vertraut; wieder andere blieben ihm fremd und unangenehm. Die Kälte hatte er schon fast völlig verdrängt, und obwohl sie noch immer ein großer Teil dessen war, was ihn ausmachte, lenkten ihn die anderen Sinneswahrnehmungen doch von ihr ab. Körper. Er war in seinem Körper. Er lag mit seinem Körper da. Er strengte sich an. Das Weiß über ihm kam ihm vertraut vor. Ja, er wusste, was es war! Langsam, sehr

langsam kamen seine Gedanken wieder in Ordnung. Er lag sehr weich. Angenehm weich. Wenn bloß diese Kälte nicht gewesen wäre! Aber er durfte sich nicht von ihr ablenken lassen. Er wusste jetzt, was er da über sich erblickte: Es war eine Zimmerdecke. Er war in einem Zimmer. Nein, nicht in einem Zimmer. Er war in seinem Zimmer. In seinem Schlafzimmer. Er lag auf seinem Bett in seinem Schlafzimmer in seinem Haus. Und er hörte Stimmengemurmel hinter der geschlossenen Schlafzimmertür. Stimmengemurmel und noch etwas anderes. Was war es? Ein Schluchzen? Ja, er glaubte, er höre immer deutlicher ein Geräusch, das wie ein Schluchzen klang. Und diese Gerüche? Sie kamen zum Teil von dem Bett, von den Tapeten, den Schränken, von etwas, das ihm vertraut erschien. Es waren Gerüche, die er nie bewusst wahrgenommen hatte, weil sie tagtäglich um ihn gewesen waren. Jemand aber, der aus einer alles umschließenden Finsternis erwachte, nahm diese Gerüche wahr.

Er roch Parfum. Das Parfum seiner Frau und das Parfum einer weiteren Person. Er roch Kuchen. Kaffee. Aufgewacht. Ja, er war aufgewacht! Er lag auf seinem Bett und war aufgewacht. Wieso hatte er hier geschlafen? Soweit er es beurteilen konnte, spürte er keine Bettdecke auf sich liegen. Und die Helligkeit im Zimmer kam nicht von einer Lampe. Sie kam durch das Fenster. Wieso lag er am hellichten Tag auf seinem Bett, wenn nebenan im Raum Leute waren. Allem Anschein nach sogar recht viele Leute. Und wenn sich so viele Leute versammelt hatten, so einparfümiert, und wenn sie Kuchen aßen und Kaffee tranken, wieso lag er dann hier auf dem Bett? Er musste hinausgehen! Sich präsentieren. Er hatte eine Verantwortung! Wo war seine Frau? Wieso ließ sie zu, dass er hier lag, während im Nebenraum eine Party stattfand? Er versuchte sich zu bewegen. Nichts geschah. Er konnte alles spüren, aber er konnte keinen Teil seines Körpers bewegen. Was war los mit ihm? Hatte ihn diese verdammte Kälte so sehr gelähmt, dass er sich nicht mehr bewegen konnte? Er versuchte es erneut. Nichts. Er konnte keinen Finger rühren, konnte den Kopf nicht heben. Er konnte noch nicht einmal seine Augen bewegen. Er konnte nur starr geradeaus blicken. Er wollte schreien, aber sein Mund öffnete sich nicht. Selbst seine Stimmbänder, so schien es, waren durch die Kälte starr geworden. Was ging hier vor sich? Er hatte noch immer dieses eigenartige Gefühl, dass in seinem Körper etwas nicht stimmte. Hier stimmte einiges nicht! In seinem Körper schien etwas zu fehlen. Und doch war es dort. Es war zwar keine Leere auszumachen, aber dennoch fehlte etwas. Und er wurde das Gefühl nicht los, dass es etwas Entscheidendes war. Entscheidend für das, was hier vor sich ging, und vielleicht für noch mehr. Er vernahm ein leises Klicken. Kurz darauf hörte er das Stimmengemurmel etwas lauter werden. Die Tür. Die Tür wurde geöffnet! Endlich kam ihm jemand zu Hilfe. Endlich würde er erfahren, was hier vor sich ging. Die Tür wurde leise wieder geschlossen und er hörte Schritte, die sich dem Bett näherten. Am äußersten Rand seines Sehfeldes nahm er schemenhaft eine Gestalt wahr. Erst als sie sich zu ihm aufs Bett setzte, konnte er erkennen, wer es war: Es war seine Tochter, seine achtjährige Tochter Jaqueline. Er wollte ihren Namen rufen, aber er konnte sich noch immer nicht rühren. Jacqueline saß neben ihm und schaute ihn an. Er bemerkte, dass ihr Tränen über die Wangen rollten. Was hatte sie nur? Seine arme kleine Tochter. Er wollte sie fragen, aber er hatte keine Kontrolle über seine Sprechwerkzeuge. Wieso weinte sie und starrte ihn einfach nur an? Sah sie, dass seine Augen geöffnet waren, er sich aber nicht regte? So etwas nahm man doch nicht als normal hin! Seine Tochter kannte ihn doch! Aber sie saß da und blickte ihn einfach nur an. Es schien, als starre sie einfach nur durch ihn hindurch. Was war mit ihr? Sie saß neben ihm in einer schwarzen Bluse, und, wenn er seinen eingeschränkten und verschwommenen und Wahrnehmungen

trauen konnte, auch in einer schwarzen Hose und weinte. Dann öffnete sie den Mund, und er hörte ein leise geflüstertes „Pappi“. Was ging hier vor sich? Eine Frage schoss ihm durch den Kopf: Wenn ihm so kalt war, wieso zitterte er nicht? Wieso klapperten seine Zähne nicht? Sein Körper machte nicht die geringsten Anstalten, doch noch zu funktionieren. Mit Ausnahme seiner Sinneswahrnehmungen funktionierte gar nichts an seinem Körper. Gar nichts? Und das Atmen? Ihm wurde bewusst, dass er keinen Atemzug getan hatte, seit er aus dem dunklen kalten Nichts aufgetaucht war. Und die Leere, die er in seinem Körper fühlte, kam von seinem Herzen. Es war da! Doch genau so, wie man es nicht wahrnimmt, wenn es tagtäglich normal schlägt, nahm er jetzt wahr, dass sein Herz nicht schlug. Nein, unmöglich! Wenn sein Herz nicht schlänge, wäre er tot! Da ging die Tür zum zweiten Mal auf.

„Jacky? – Jacky, was tust Du hier? Du sollst doch nicht ...“

Er erkannte die Stimme seiner Frau: „Ach, Jacqueline, komm her. Komm doch her!“ Seine Tochter erhob sich vom Bett und ging zu seiner Frau, die vermutlich an der Tür stand. So weit konnte er das nicht überblicken. Er hörte, wie sie tröstende Worte zu ihrer Tochter sprach.

Was ging hier vor? Er wollte schreien. Er nahm alle Kraft zusammen, um zu schreien. Doch nichts geschah. Er geriet in Raserei. In innerliche Raserei. Hätte er gekonnt, er hätte vermutlich in diesem Moment so laut geschrien, dass alle Fensterscheiben in der Nachbarschaft zersprungen wären.

Da erschrak er. Er sah, wie sich seine Frau über ihn beugte, ihre linke Hand ausstreckte, seine Augenlider berührte und sie mit einem „Ach, Schatz!“ schloss. Was ging hier vor sich? Warum nahm sie ihm jetzt noch das bisschen, was er sehen konnte? Wenn er seine Augen schon nicht bewegen konnte, wollte er wenigstens die Decke anstarren. Besser als diese Dunkelheit. Und diese Kälte. Nein! Das konnte alles nicht sein! Hilfe!! Jemand musste ihm helfen. Er würde wahnsinnig werden!

Hyperventilieren! Nein, das konnte er ja gar nicht! Er konnte ja nicht atmen und sein Herz schlug nicht. Er wusste, was mit ihm geschehen war, doch weil er dieses Wissen immer wieder verdrängte, verfiel er langsam aber sicher dem Wahnsinn. Ihm kamen Erinnerungen an einen Krankenwagen. Er hörte das Pulsieren einer Herzrhythmusmaschine. Er hörte die Stimmen hektischer Ärzte. Er hörte Schreie. Er hörte ...

„Du weißt doch, Jacqueline, dass Du nicht hierhergehen sollst. Das macht alles nur noch schlimmer. Du weißt, was der Arzt gesagt hat. Aber ich kann Dich verstehen, mein Schatz. Auch ich will nicht wahrhaben, dass er von uns gegangen ist. Komm mit nach draußen. Dort ist jetzt die beste Ablenkung für uns.“

Mit einem lauten Krachen fiel die Tür ins Schloss. Und dieses Geräusch holte ihn zurück von der Schwelle des ihm drohenden Wahnsinns. Er war tot. Er lag auf seinem Bett und war tot. Draußen war seine Totenfeier im Gange. Wenn er hier auf dem Bett lag, so bedeutete dies nur, dass seine Frau ihren Willen durchgesetzt hatte, ihn bis zu seiner Totenfeier im Haus zu behalten. Und das Begräbnis würde wahrscheinlich spätestens morgen stattfinden.

Er war aufgewacht und doch war er tot.

Ein schönes Bündel 100-Mark-Scheine steckte in seiner Tasche. Ein fetter Batzen. Ja, das fühlte sich gut an. Diese Stange Geld entschädigte für so ziemlich alles. Damit konnte man schon was anfangen, damit ließ es sich leben. Aber den Jungen macht es auch nicht wieder lebendig, meldete sich die rechtschaffene Seite in ihm zu Wort, der Junge ist tot und Du hast die Kohle, Du hast die Verantwortung dafür! – Aber nein, das stimmte nicht! Er hatte den Jungen nicht auf dem Gewissen. Er hatte eingegriffen. Er hatte nicht gewollt, dass er starb. Was hätte er denn tun können? Er hatte alles versucht, um ihn zu retten. Aber wie in aller Welt hätte er wissen können, dass er mit einem Psychopathen zusammenarbeitete? Gar nicht, war die einzige vernünftige Antwort darauf. Klar, es gab viele Kaputte dort, aber nicht jeder von denen war zu so etwas fähig. Fast keiner. Die meisten zogen eh den Schwanz ein, bevor sie was anrichteten. Es gab dort nur wenige, die Mumm in den Knochen hatten. Und als mutig konnte man diesen kaltblütigen Mord wohl kaum beschreiben.

Und das Geld? Nun, selbst wenn er es zurückgäbe oder einer Wohltätigkeitsorganisation vermachte, würde das den Jungen nicht wieder zum Leben erwecken. Er war tot. Daran änderte sich nichts mehr. Und er wäre am allerwenigsten in der Lage, einen Toten zum Leben zu erwecken. Wieso machte er sich so viele Gedanken? Was geschehen war, war geschehen. Er sollte sich lieber auf die Zukunft konzentrieren. In der gab es Dinge, die noch zu verändern waren.

Tom steckte sich eine Zigarette in den Mund, nahm sein Zippo und zündete sie an. Er betrachtete die Straße vor sich. Hier, in diesen Ein- und Zweifamilienhäuschen lebten die Familien glücklich und zufrieden. Noch! Der Mann ging morgens zur Arbeit aus dem Haus; die Frau blieb daheim, versorgte die Kinder, brachte sie zur Schule, kümmerte sich um den Haushalt; und abends saß die ganze Familie wieder zusammen vor dem Fernseher wie bei den Simpsons, fügte er innerlich lächelnd hinzu. Hier war die Welt noch in Ordnung. Haha, ja, sehr in Ordnung: Der zwölfjährige Sohn dealte gerade auf dem Schulhof mit seinen Mitschülern, die sechzehnjährige Tochter versuchte, sich nebenbei ein paar Mark auf dem Strich zu verdienen, und der so liebevolle und fürsorgliche Vater sorgte gerade dafür, dass in seinem Bauunternehmen ein paar hundert Männer entlassen wurden, um das drohende Insolvenzverfahren abzuwenden; diese Leute würden eine sehr hohe Abfindung bekommen, die sie spätestens in einem Jahr wieder verprasst hätten, und zuerst auf dem Arbeits-, dann auf dem Sozialamt würden sie sich alle vereint wiedersehen. Manche von ihnen hatten vielleicht Glück und konnten dann irgendwo im Supermarkt Kassierer spielen; andere würden sich eher umbringen, als ihrer Frau zu erzählen, dass sie mit „diesem“ Schulabschluss und in „diesem“ Alter wohl keine Arbeit mehr bekämen. Dann sollten doch die Frau und die Tochter die Lebensversich... TUUUUUHHHT! – Tom wurde vom Fahrtwind des hupend vorbeirauschenden LKW fast herumgerissen.

„Fahr doch noch schneller, Du Vollidiot!“, rief er mit einer ausgestreckten Hand dem LKW hinterher. Er hatte bei seinen Träumereien über die glücklichen Familien schon halb auf der Straße gestanden. Er zog an seiner Zigarette und musste über sich und seine Gedanken lächeln. Nein, ihm ging es nicht schlecht. Und er tat nichts Schlimmeres als die meisten Einwohner in diesem Fassadenschönen Land. Ja, so war es: Fassaden, überall Fassaden! Nach außen hin immer schön wirken. Die Wirklichkeit vertuschen! Das kam ihm irgendwie bekannt vor. Nun, er war umgeben von der Wahrheit. Er würde jetzt schön in sein Mietapartment gehen, ein Bad nehmen, eine Pizza bestellen und ein wenig in der Glotze rumzappen. Und nichts und

niemand würde ihn heute noch stören. Er bog um die Ecke, um zu der Straße zu gelangen, in der das Mietshaus stand. Nach einem neuerlichen Zug an seiner Zigarette sah er das Mädchen. Es saß auf der Treppe am Eingang des Eckhauses, den Kopf in die Hände gestützt. Sie schluchzte. Nun, kleine Mädchen in diesem Alter, die bei Sonnenschein nachmittags draußen saßen, schluchzten schonmal. Ihre Freundinnen hatten sie geärgert, sie hatten sich ein Knie beim Rollerbladen aufgeschlagen (Geld in einer Spielhöhle verloren! fügte sein Sarkasmus noch hinzu). Dies alles aber traf wohl gerade auf dieses Mädchen nicht zu. Er hatte da so ein Gefühl. Okay, jeder andere hätte dieses Gefühl wohl auch gehabt, denn daran, dass ihr etwas Besonderes zugestoßen war, hätte wohl nur ein Blinder gezweifelt. Sie saß in einem sehr dünnen Kleidchen da. Wahrscheinlich war es einmal weiß gewesen, doch nun war es ein graubrauner Lumpen, an manchen Stellen zerrissen, ausgefranst und zerlöchert. Selbst ihre dunkelbraunen schulterlangen Locken waren dreckverschmiert. Welche Mutter würde ihr Kind in solch einem dünnen Kleidchen, eher wohl noch einem Nachthemdchen, auf die Straße schicken? Noch dazu in dieser Jahreszeit. Es war November und saukalt. Und dass jemand so mit Dreck verschmiert sein konnte ...

„Hey! – Hey, Kleine!“, sprach Tom sie an.

Er ging noch zwei Schritte auf sie zu. Sie blieb zwar sitzen, aber sie blickte ihn nicht an und zeigte auch sonst keine Reaktion.

Tom ging vor dem Mädchen in die Hocke. Er hatte keine Erfahrung mit Kindern. Was machte er überhaupt hier? War sie sein Problem? Vielleicht wollte er nur irgendwie jemandem helfen. Jemandem helfen, weil er dem Jungen nicht geholfen hatte. Blödsinn, sagte er zu sich in Gedanken und konzentrierte sich wieder auf das Mädchen. Er zog noch einmal an seiner Zigarette und schnippte sie dann auf die Straße.

„Hey, Kleine, was ist denn los?“, fragte er das Mädchen, während er seine Hand nach ihr ausstreckte und ihr über die Schulter strich. Das Mädchen hob langsam den Kopf und schaute ihn an. Auch ihr Gesicht war dreckverschmiert; es glänzte von ihren Tränen.

Als Tom die Trauer in ihrem Gesicht sah, erschrak er: „Hey, was ist denn passiert? Was hast du denn?“, fragte er so sanft er konnte.

„Letztes Jahr starb ich mit elf Jahren“, sagte sie und blickte ihm in die Augen.

Ein Frösteln lief über Toms Rücken. Was war das? Was hatte sie gesagt!? Sie starb!? Sie war gestorben? Was!? Er war ganz verwirrt. Wahrscheinlich war die Verwirrung, von der das Mädchen offenbar ergriffen war, ansteckend.

„Hör mal, ähm ... was Du da sagst, ist wohl ein wenig, ähm ... ungewöhnlich. Wo wohnst Du? Wo sind Deine Eltern?“

Das Mädchen blickte ihn stumm an, hob langsam die Schultern und ließ sie wieder sinken. Tom hatte ein ungutes Gefühl. Er blickte sich ratlos um. Die Straße war menschenleer. Hinter ihm, auf der Hauptstraße, rauschte noch immer ab und zu ein LKW vorbei. Außer ihm und dem Mädchen war hier niemand zu sehen.

„Hey, jetzt beruhig Dich erstmal und sag mir mal, wie Du heißt.“

„Ich weiß es nicht. Ich weiß überhaupt nichts. Außer dass ich letztes Jahr gestorben bin. Ich habe ... ich war ...“. Sie fing an zu stammeln und brach dann erneut in Tränen aus.

„Schhhh“, versuchte er sie zu beruhigen, „hey, es wird alles wieder gut. Komm, wir gehen jetzt erstmal zu mir und dann wäschst du dich und dann rufen wir deine Eltern an, ja?“

Tom stand auf und reichte dem Mädchen seine Hand. Das Mädchen erhob sich langsam und reichte ihm seine Hand. Sie zitterte am ganzen Körper. Verständlich bei

dieser Kälte, und noch dazu war sie total abgemagert. Tom konnte nicht glauben, dass es möglich war, mit solch dünnen zitternden Beinchen überhaupt zu laufen. Aber sie schaffte es. Er ging langsam, Hand in Hand mit dem verschmutztesten – etwa jetzt zwölfjährigen? – Mädchen, das er je zu Gesicht bekommen hatte, auf das Haus zu, in dem er wohnte. – Was hatte sie ihm gerade erzählt? Die musste total verwirrt sein! „LETZTES JAHR STARB ICH MIT ELF JAHREN“, hallte es in seinem Kopf wieder. Was für ein Unsinn! Ihre Hand war eiskalt. Kein Wunder bei so einem dünnen Totenkleidchen. Nein, kein Totenkleid! Tote kamen nicht wieder. Tote blieben tot. Der Tod ...

Seine Gedanken kehrten ins Diesseits zurück, als er auf einmal ein leichtes Ziehen an seiner linken Hand verspürte. Schnell schloss er seine Hand fester um die ihre, da sie sonst auf den Gehsteig geplumpst wäre. Anscheinend war sie ohnmächtig geworden. Das hätte er auch voraussehen können, so bleich und zittrig wie sie war.

Er ließ sie sanft zu Boden gleiten und nahm sie dann mit beiden Armen wieder auf. Die paar Meter würde er sie auch tragen können. Wenn nun irgendein Passant vorbeikäme, würde er wahrscheinlich schneller im Knast landen, als er gucken konnte. Er gab bestimmt ein schönes Bild ab mit diesem Mädchen auf den Armen, das starr vor Kälte und dreckverschmiert war. Als habe er sie geheiratet und wolle sie nun über die gemeinsame Türschwelle tragen! Auch roch sie nicht gerade frisch. Zum Glück war die Straße noch immer menschenleer. Als er bei dem Mietshaus ankam, in dem er seine Wohnung hatte, legte er das Mädchen sachte auf die oberste Stufe der Einganstreppe, schloss die Tür auf und hob die Kleine, die noch immer die Lider geschlossen hatte, wieder auf, um sie (jetzt tatsächlich) über die Schwelle zu tragen. Als er im Hausflur stand, drehte er sich, um der Tür einen leichten Tritt zu verpassen, damit sie ins Schloss fiel. Da bemerkte er eine Gestalt auf der anderen Straßenseite. Sie schien zu ihm herüberzustarren, so ganz genau konnte er das nicht erkennen. Die Gestalt war in Lumpen und Umhänge gehüllt, und eine Kapuze verdunkelte das Gesicht. Die Gestalt blieb stumm. Sie regte sich noch nicht einmal. Sie schien einfach nur bewegungslos auf der anderen Straßenseite zu stehen und ihn anzustarren. Zum zweiten Mal an diesem Tag lief ihm ein Schauer über den Rücken. Eben noch war die Straße menschenleer gewesen, und jetzt stand da dieser ... dieses ... keine Ahnung was ... dieser Penner dort drüben und betrachtete ihn, wie er mit dem verschmutzten, kalten, übelriechenden – und toten? – Mädchen auf den Armen in seine Wohnung ging. Von der Gestalt ging nichts Gutes aus. Wer vermummte sich schon an einem solchen sonnigen Novembertag mit solchen Lumpen? Und was hatte diese Gestalt hier überhaupt verloren?!

Scher Dich weg! wollte Tom rufen, doch er blieb stumm. Eine seltsame Ausstrahlung ging von der Gestalt dort drüben aus. Eine eigenartige Aura umgab sie, die ihn daran hinderte, auch nur einen einzigen Ton über die Lippen zu bringen. Ihm wurde immer kälter. Er hatte das Gefühl, dass die Straße schmaler und schmaler wurde und dass hierdurch die Gestalt, ohne sich zu bewegen, immer näher kam. Er blickte noch immer auf die Kapuze, konnte jedoch nur Schwärze darunter erkennen. Er schien langsam in dieser Dunkelheit zu versinken. Magisch zog sie ihn an. Er wurde von ihr gerufen.

Nein, sie rief nicht, sie rief nicht laut! Doch, sie rief ihn in Gedanken, aber sie rief nicht seinen Namen, sie rief nicht „TOM“. Namen waren für diese Gestalt bedeutungslos. Er wurde so gerufen, wie er wirklich war. Nicht mit irgendwelchen Buchstaben oder Lauten. Buchstaben, die die Menschheit vor Tausenden von Jahren erfunden hatte, um besser kommunizieren zu können. Er war mehr als Thomas Schwarz. Er war mehr als diese dreizehn Buchstaben, diese drei Silben. Und genau so,

mit mehr als nur Buchstaben, rief ihn die Gestalt auf der anderen Straßenseite. Ja, sie rief ihn. Sie forderte ihn zu etwas auf. Sie befahl ihm, nein, sie bat ihn, näherzukommen. Eine Bitte, der er nachkommen musste. Tom begann langsam seinen Fuß anzuheben, als eine höllisch laute Harley am Haus vorbeifuhr und ihn aus seiner Trance aufschreckte. Beinahe hätte er vor Schreck das Mädchen fallengelassen. Mit einem Fußtritt, kräftiger als noch vor wenigen Sekunden vorgesehen, beförderte er die Haustür ins Schloss und unterbrach damit endgültig die Anziehungskraft, die von der ungewöhnlichen Gestalt ausging. Nein, keine ungewöhnliche Gestalt! sagte er sich, ein Penner, nur ein Penner!

Er war verwirrt. Der tote Junge, das Mädchen auf seinem Arm, der Lumpenmann und die Behauptungen aus dem Mund des Mädchens hatten ihn verwirrt. Er schüttelte sich kurz, um wieder klare Gedanken zu bekommen, und ging, noch immer mit dem Mädchen auf den Armen, langsam die Treppen zu seiner Wohnung hinauf.

Der Anzug stand ihm gut. Er war ein stattlicher junger Mann, sah zwar etwas blass aus, aber das war wohl nicht zu ändern. Er betrachtete seine Hände: Die Abschürfungen vom Deckel waren noch ein wenig zu sehen, aber wenigstens war er jetzt sauber. Er blickte zur Anrichte und sah Autoschlüssel dort liegen. Ob er noch Auto fahren konnte? War das überhaupt zu verlernen? Keine Ahnung. Selbst wenn er jemanden hätte fragen wollen, so hätte er nicht gewusst, wen. Wer war denn schon einmal in einer solchen Situation gewesen? Von allen, die er kannte, wohl niemand. Er bezweifelte stark, dass es jemanden gab, der in einer solchen Situation wie er steckte, jemanden, den er nicht kannte. Nunja, es gab da jemanden, von dem er wusste, dass es ihr wahrscheinlich genauso ging wie ihm. Er wusste nicht, warum er sich da so sicher war. Aber er war sich dessen genauso sicher wie der Tatsache, dass mittlerweile ein Jahr vergangen sein musste. Warum ausgerechnet ein Jahr? Egal. Er wusste jedenfalls, dass er jetzt wieder da war. Um weiterzumachen und um sein begonnenes Werk zu vollenden. Um fertigzustellen, was irgendein blöder Zufall vor einem Jahr noch nicht zugelassen hatte. Aber das Schicksal war auf seiner Seite. Ja, er war wieder da! Und diesmal würden ihn keine Kugeln aufhalten. Nach einem erneuten Blick in den Spiegel, der ihm, abgesehen von seiner weißlichen Haut, sein makelloses Aussehen bestätigte, drehte er sich um und ging zurück in die Küche. Er würde noch einen Happen essen, bevor er sich auf den Weg machte. Er verspürte zwar keinen Hunger, aber sicher war sicher. Er wollte nicht durch ein blödes Hungergefühl abgelenkt werden. Er öffnete die Külschranktür und griff nach der Stangensalami und ein paar Joghurts. Nachdem er sich ein Messer und einen Löffel aus der Schublade neben dem Külschrank genommen hatte, setzte er sich an den Tisch und begann zu essen. Und nachzudenken. Er dachte an die vergangenen Stunden. Er dachte daran, wie er aufgewacht war. Und wie er nichts als Dunkelheit erblickte und nur den Moder roch und die Fäulnis. Er dachte daran, wie er zuerst an dem Deckel herumgeklopft und ihn schließlich, mit übermenschlicher Kraft, zerschmettert hatte. Dabei schürfte er sich zwar ein wenig die Haut an den Händen auf, aber es kam kein Blut zum Vorschein. Durch die Erde. Erde fiel ihm in die Augen, in den offenen Mund. Überall war Erde. Und er drückte sich mit den Füßen immer weiter nach oben. Er begann die Erde mit den Händen beiseitezuschieben und sich nach oben durchzuarbeiten. Immer wieder rieselte Erde nach. Dann der Durchbruch. Endlich spürte er die Luft. Die klare Luft einer klaren Novembernacht. Er hatte es geschafft. Er war raus aus dem Loch. Er war draußen. Er lag neben der aufgeworfenen Erde auf dem Rücken, betrachtete den zunehmenden Mond und sog die Luft ein. Zu diesem Zeitpunkt wusste er weder, wo er war, noch wer er war, noch was sich ereignet hatte.

Doch jetzt, mehr als einen halben Tag später, hatte er wieder alle Erinnerungen, die er jemals besaß. Jetzt, nachdem er den Friedhof verlassen und hier an diesem Haus geklingelt hatte, nachdem ihn die freundliche alte Ehefrau von Klaus Bernhardt, der in ein paar Teile zerstückelt neben einem Stuhl lag, in ihr Haus gelassen hatte, kam ihm die Erinnerung wieder. An alles, was er jemals getan hatte. Er stieß mit der rechten Schuhspitze den Arm von Klaus ein wenig beiseite. Welch wunderbaren Kontrast das rote Blut auf den schwarzen Lackschuhen bildet, dachte er, während er ein Stück von der Salami abbiss. Nachdem er sie ganz aufgegessen hatte, verließ er die Küche. Diese kleine Schlampe lebte ebenfalls, das wusste er. Er fühlte sich zu ihr hingezogen. Und er würde zu ihr gehen. Er würde sie finden, da war er sich ganz sicher. Und wenn

er sie fand, würde er da weitermachen, wo er vor einem Jahr aufgehört hatte, hatte aufhören müssen. Aus diesen beiden Leichen hier im Hause machte er sich nichts. Die waren nur Mittel zum Zweck. Sie passten in seine Pläne. Und was waren schon hier und da ein paar Leichen mehr oder weniger. Er brauchte jedenfalls auch etwas zum Anziehen. Und der Anzug von diesem Klaus stand ihm ausgezeichnet. Ein fahrbarer Untersatz war ebenfalls nicht schlecht. Sobald es dunkel würde, wollte er sich auf den Weg machen, diese kleine Schlampe suchen und weitermachen. Er blickte noch einmal zurück in die Küche und betrachtete Klaus. Ja, der sah kaputt aus, aber zu leiden hatte er nicht viel gehabt. Im Gegensatz zu seiner Frau. Die war vielleicht noch am Leben. Aber das war ihm jetzt auch egal. Die heutige Nacht jedenfalls würde sie nicht überleben. Dafür hatte sie zu viele Wunden am Körper, aus denen das Blut sickerte. Und selbst wenn sie sich irgendwie auf dem Stuhl im Wohnzimmer von dem Klebeband befreien könnte, was schier unmöglich war, würde sie niemals diese Schmerzen aushalten können und sich zum nächsten Telefon robben. Gehen würde sie mit abgeschnittenen Zehen wohl kaum mehr. Und sich voranziehen? Daran glaubte er auch nicht so recht. Er hatte so ungefähr 50 Nägel in jede ihrer Hände geschlagen. Jemand, der solche Schmerzen nicht gewöhnt war, konnte mit ihnen auch nicht umgehen. Als er ihr Bild in Gedanken sah, musste er grinsen: den Mund zugeklebt, die Augen weit aufgerissen, halb wahnsinnig, halb flehentlich. Und die Haut rund um ihre Schultern in dreieckigen Fetzen herunterhängend. Wie eine geschälte ... eine ... ja, eine was? Fiel ihm nicht ein. Auf jeden Fall fand er es komisch. Er nahm die Schlüssel von der Anrichte und verließ das Haus.

KLATSCH! – Und noch einmal: KLATSCH! Der Kopf des Mädchens flog zur Seite. Sie fing an zu schniefen. Diese dreckige Hure! Wenn er nachher wieder ihren Rotz an der Hand hatte ... bah! Er schnappte sich einen Haarbüschel und zog ihren Kopf daran nach hinten. Sie stöhnte auf. Wie sie nun aussah: Die Augen total rot und verquollen vom ewigen Flennen, die Wangen gerötet von den kleinen Klapsen, die er ihr immer wieder gab! Das schöne Ding!

„Los, mach weiter!“, befahl er ihr. Sie schaute ihn ängstlich an, tat aber nichts weiter. Er hob die Hand, und sie fing wieder an, seinen Schwanz zu lutschen. Ah, herrlich! dachte er. Diese verdammte Schlampe. Es geilte ihn richtig auf, wenn er ihr ab und an mal eine Ohrfeige gab. Was glaubte dieses Miststück eigentlich, wer sie war?! Er würde ihr schon beibringen, wie sie sich ihm gegenüber zu verhalten hatte. Oh ja, diese kleinen Junkies hatten es einfach nicht besser verdient. Die flehten doch förmlich um solch eine Behandlung. Er packte sie mit beiden Händen am Kopf und schob und zog ihn immer schneller vor und zurück. Kaum zehn Minuten später lag er ausgestreckt auf dem Bett. Die kleine Junkie-Hure hockte mit angezogenen Knien in der Ecke gegenüber und heulte. Es störte ihn nicht. Er dachte an den Mittag. Nur Psychopathen unterwegs! Buddeln einfach so die Leiche eines Mädchens aus, nur Verrückte auf dieser Welt! Gegen 11 Uhr meldete der Gemeindediener die Grabschändung. Zusammen mit seinem Kollegen Deswin fuhr er daraufhin zum Friedhof. Sie betrachteten sich das Ganze, befragten den Diener und sperrten das Gelände ab. Auf den ersten Blick hatte es tatsächlich so ausgesehen, als sei das Grab von innen her aufgebrochen worden. Natürlich völliger Schwachsinn, da das Mädchen schon seit einem Jahr tot dort gelegen hatte!

Als sie noch nicht einmal ganz mit der Absperrung fertig waren, tauchten erwartungsgemäß ein paar Reporter auf, um daraus die mögliche Sensation des Jahres zu machen. Diese miesen kleinen Reporter! Wie er sie hasste! Fast so sehr wie diese Junkie-Hure. Er war schon sehr gespannt darauf, welcher von diesen schleimigen Scheißern es wagen würde, die Tatsachen so zu verdrehen, dass dieses Mädchen – wie hieß sie noch gleich? ach ja: Christine Parsto! – von den Toten auferstanden und aus eigener Kraft aus ihrem Grab gekrochen war. Manchen Reportern war eine solche Berichterstattung ja zuzutrauen. Der Dorfdiener war auch nicht gerade abgeneigt, den Reportern alle möglichen Gespenstergeschichten über den Friedhof aufzutischen. Er würde wohl seinen Teil dazu beitragen, dass dies DIE Horrorstory des Jahres wurde. Kommissar Paul Vinel blieb realistisch: Dies war eine ganz normale Grabschändung von ein paar Junkies, die wahrscheinlich versuchten, den Teufel anzubeten. Waren sie sich nicht bewusst, dass sie den Teufel allein schon dadurch anbeteten, dass sie sich tagtäglich den Koks, das Heroin und das Crack reinzogen?

Paul hatte an dem Nachmittag alle Hände voll zu tun gehabt, Frau Parsto ausfindig zu machen und sie von der Grabschändung in Kenntnis zu setzen, da sich die gute Frau gleich nach dem Tod ihrer kleinen Tochter aus dem Staub gemacht hatte und jetzt ihr Glück als Modedesignerin in Paris versuchte. Diese gottverdammte Schweinerei der noch immer trauernden Mutter mitzuteilen, war nicht gerade eine schöne Aufgabe gewesen. Sein Polizistendasein hatte keineswegs nur angenehme Seiten. Und dafür musste er sich jetzt bei dieser dummen Junkie-Hure abreagieren. Eine solche Ablenkung musste sein. Um in seinem Beruf nicht ganz durchzudrehen, gönnte er sich ab und zu eine von diesen Straßenhuren; bei denen konnte er sich sicher sein, dass sie alles widerstandslos hinnahmen, wenn er nur genug springen ließ. Und falls

eine überheblich wurde oder es wagte, ihm mit der Polizei zu drohen, dann wirkte das Vorzeigen seiner Dienstmarke ein kleines Wunder. Und, nunja, vielleicht diente er dem Herrn ja sogar mehr, wenn er diese kokszerfressenen Jammergestalten direkt zur Hölle schickte. Das aber konnte er sich so lange nicht leisten, wie manche ganz offenbar die Überzeugung nicht loswurden, Drogenabhängige hätten auch ein Recht zu leben. Wie einfältig! Dann zeigte er den Junkies eben auf seine Weise, wie jämmerlich ihr Leben, falls man es denn überhaupt ein Leben nennen konnte, wie elend und kläglich es war. Und als schöner Nebeneffekt machte ihm die Bestrafung im Namen des Herrn auch noch Spaß, da er dabei jedesmal das Gefühl hatte, in Ausübung seines Berufes auch noch etwas Gutes zu tun. Seine Mutter hatte ihm beigebracht, so oft wie möglich etwas Gutes zu tun. Und sie hatte ihm auch beigebracht, dass man, falls man den Herrn missachtete, tierische Probleme bekam. Das war zwar Jahre her, aber es hatte ihn geprägt und wirkte noch immer nach. Eine ihrer Grundregeln lautete: Der Herr duldet keine Drogen. Und so konnte er diese kleinen Junkies eben auf seine Art bestrafen. Paul Vinel stand auf und und begann sich wieder anzukleiden. Während er sich das Hemd in die Hose steckte, griff er mit der rechten Hand in seine Tasche und nahm den Geldbeutel heraus. Er zog einen 100-Mark-Schein hervor und ließ ihn neben der gottlosen Junkie-Hure fallen. Die Kleine griff mit zitternden Händen danach. Als sie gerade den Geldschein mit ihrer Hand umklammerte, trat er mit seinem rechten Fuß auf ihr Handgelenk; nicht sehr fest, um keine bleibenden Spuren zu hinterlassen, aber dennoch fest genug, um sie ein wenig am Boden zu halten und ihr klarzumachen, wie ernst er es meinte:

„Und denk dran, Du hast mich nie gesehen! Du landest schneller im Knast als Du gucken kannst. Und einer gottlosen Junkie-Hure wie Dir glaubt eh keiner. Ich bin ein angesehener Mann, und wenn Du auch nur einen Rest Verstand in Deinem Schädel hast bist, versuchst Du erst gar nicht, mir Ärger zu machen. Denk einfach an die schönen Minuten, die ich dir in deinem jämmerlichen Dasein verschafft habe.“  
Er räusperte sich.

„Denk daran, Du hast zum ersten Mal in deinem Leben etwas Anständiges getan. Und wenn du doch irgendwie annehmen solltest“, – wieder räusperte er sich –, „Du müsstest jemandem was von eben erzählen, so merk Dir: Da war ich doch sehr nett zu Dir. Wir wollen ja beide nicht, dass ich mich aufrege und doch noch böse werde, oder!?“ Er räusperte sich erneut.

Er schaute auf das Mädchen herab: „ODER?!?“, fuhr er sie an.

„Nein, nein ...“ Ein leises Wimmern kam aus ihrer Kehle.

„Sehr brav.“ Er nahm seinen Fuß von ihrem Handgelenk, woraufhin sie sofort ihre Hand mit dem Geldschein darin zurückzog.

Blöde Kuh! dachte er sich. Ob sie auch nur einziges Wort von dem verstand, was er ihr soeben gesagt hatte? Oder ob sie mit ihrem drogenverseuchten Hirn nur den blauen Hunderter wahrnahm, vermochte er nicht zu sagen. Im Grunde war es ihm auch egal. Er hatte keine Angst vor einer solchen Hure. Sie war ein Nichts! Er war Kriminalpolizist, er war Kommissar Vinel! Eigentlich Kommissar der Mordkommission; nur war hier in dieser Gegend so wenig zu tun, dass er auch Fälle zugeteilt bekam, die mit Mord nichts zu tun hatten. Dinge, die die Kirche betrafen, und eben auch so etwas wie diese Grabschändung interessierten ihn auch privat. Da er im Moment keinen weiteren Fall bearbeitete und stets hervorragende Arbeit leistete, hatten seine Vorgesetzten ihm im Wissen um seine seine Vorlieben die Aufklärung der Grabschändung übertragen. Ihm war das nur recht. Käme etwas Dringendes dazwischen, würde er diesen Fall natürlich sofort an seinen Kollegen Deswin übergeben, der ihn auch heute begleitete, und sich der Erfüllung seiner eigentlichen

Dienstpflicht zuwenden. Aber solange diese Pflicht nicht rief, griff er seinem Kollegen eben unter die Arme.  
Er verabschiedete sich bei dem Mädchen mit einer letzten Ohrfeige und ging zur Tür hinaus.

Die Nacht brach herein. In dieser Jahreszeit braucht die Sonne nicht mehr lange, um unterzugehen, dachte Don, als er kurz nach 17 Uhr die Autobahn wechselte. Er schob die Regler der Heizung wieder etwas höher, auch wenn die Kälte ihm im Grunde nichts ausmachte. In all den Jahren seiner Ausbildung und in seinem Beruf hatte er gelernt, alle möglichen körperlichen Leiden zu erdulden und sich auf das Wesentliche zu konzentrieren. Er hatte gelernt, Schmerzen ganz gleich welcher Art und Ursache zu ignorieren und auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Einmal hatten sie ihn, um zu erreichen, dass er auch gegen Kälte unempfindlich wurde, im Januar bei einer Außentemperatur von +3 Grad Celsius in einen Teich befohlen. Er blieb dort ganze sechs Stunden, bis sie ihm gestatteten, wieder herauszukommen. Leider war ihm dies nach dem sechsstündigen Aufenthalt im Teich ohne fremde Hilfe nicht mehr möglich gewesen; er hatte es zwar geschafft, sich auf seine eigentliche Aufgabe zu konzentrieren, nämlich eine simulierte Bombe auf einem schwimmenden Tablett zu entschärfen, und den Schmerz, den die Kälte mit sich brachte, ignoriert, die physikalischen Gesetze konnte er jedoch nicht außer Kraft setzen. Er konnte seine Gliedmaßen zum Schluss fast nicht mehr bewegen, so dass ihn zwei Aufsichtsbeamte aus dem Wasser ziehen mussten. Dieser kleinen Prüfung folgte ein zweiwöchiger Krankenhausaufenthalt, der seinen Körper wieder in Schwung bringen sollte. Don konnte Schmerzen und Gefühle so gut kontrollieren, wie jemand mit einer gesunden Hand seine Finger zu einer Faust ballt und sie auch wieder entspannt. Jedoch wusste er schon noch, wann sich Kälte oder Wärme, Schmerzen oder ein Kribbeln auf seiner Haut oder auf andere Weise bemerkbar machten. Und da er wusste, dass es ihn auch Kräfte kostete, wenn er seinen Körper unnötigerweise strapazierte, achtete er darauf, wenn es die Umstände zuließen, dass immer dort, wo er sich aufhielt, eine angenehme Temperatur herrschte. Und so schob er die Regler der Heizlüfter in seinem Wagen wieder etwas höher. Er fuhr einen Peugeot 406, natürlich von der Regierung bezahlt wie fast alles, was er besaß. Noch ungefähr eine Dreiviertelstunde würde er bis zu seinem Ziel unterwegs sein. Der Ort, den er aufsuchen wollte, lag direkt an der Autobahn. Er wusste nur zu gut, wie er sein Ziel erreichen konnte, da er schon mehrmals an diesem Ort vorbeigefahren war. Er hatte schon des öfteren an Orten zu tun gehabt, die so entfernt von jeder Autobahn gelegen waren, dass sie nur über eine Bundesstraße erreicht werden konnten. Und eine dieser Bundesstraßen lag direkt neben seinem neuen Einsatzort. Der Anruf kam gegen Mittag, genauer: um 11 Uhr 15. Man sagte ihm, dass die örtliche Polizei schon vor Ort sei oder zumindest auf dem Weg dorthin. Also hatte es keine Eile gegeben. Die Reporter würden auch schon dort sein. Und allein die Aussicht, erst nach einem Haufen Polizisten, Reportern und Schaulustigen dort anzukommen, rechtfertigte einen Hubschrauberflug noch nicht. Er machte sich Gedanken, was wohl der Grund gewesen sein mochte für die lange Wartezeit, bis er von dem Vorfall erfahren hatte. Schlampige Arbeit irgendeines Mitarbeiters war ausgeschlossen. Niemand hätte es gewagt, bei diesem Vorfall zu schlampen. Irgendwas musste schief gelaufen sein, sonst hätte er spätestens zwei Minuten nach dem Anruf bei der örtlichen Polizei davon erfahren. Dann hätte er noch ungefähr zwanzig Sekunden gebraucht um eine Verbindung zur Polizeistation herzustellen und hätte ihnen innerhalb einer Minute alle nötigen Erklärungen gegeben, damit sie den Vorfall erst gar nicht in ihrem Langzeitgedächtnis speicherten. Das alles wäre also in weniger als fünf Minuten passiert, während er zur gleichen Zeit auf einer anderen Leitung einen Hubschrauber angefordert hätte. Wahrscheinlich wäre er

spätestens um 12 Uhr am Ort des Vorfalls gewesen, hätte nach allem gesucht, was ihn interessierte, hätte dem dortigen Friedhofswärter oder Dorfdiener oder was oder wem auch immer ein paar Mann zur Unterstützung beim Glätten des Grabes gegeben, und um circa 14 Uhr wäre niemals etwas Derartiges vorgefallen.

Jetzt sah die Sache anders aus. Sie machte mehr Probleme als nötig, wenn auch nicht gerade gravierende. Keine jedenfalls, die ihn hindern würden, seiner Arbeit nachzukommen. Aber es wäre eben auch leichter gegangen. Jedenfalls machte es jetzt keinen Sinn mehr, darüber nachzudenken, was hätte sein können und was nicht. Am Anfang wäre es noch auf Schnelligkeit angekommen, um alles zu vertuschen. Jetzt, da Gott und die Welt von dem Vorfall Wind bekommen hatten, kam es darauf nicht mehr kam.

Alles, was von Belang war, würde er noch früh genug erfahren. Jetzt, kam es nicht mehr auf Schnelligkeit an. Also fuhr Donald Kordales mit ca. 130 km/h über die Autobahn und suchte einen Radiosender, der nicht diese nervtötenden Chart-Hits spielte.

„Hör zu, mein Entschluss steht fest: Mein Flug geht morgen früh um sechs. Und Du wirst es wohl kaum schaffen, mich davon abzubringen, wenn nicht einmal dieses blöde Meeting morgen früh das schafft. Eigentlich bin ich auch ganz froh, dass ich dem entgehen kann.“

„Gerade deshalb versuche ich, Dich daran zu hindern“, sagte Michelle mit seinem leichten französischen Akzent, „ich weiß, was das alles für Dich persönlich bedeutet. Aber überleg doch mal, was morgen auf dem Spiel steht. Die wollen vielleicht deine ganze Kollektion kaufen, aber wenn Du sie nicht persönlich präsentierst, hat das Ganze fast schon keinen Sinn mehr. Die Leute warten auf Dich.“

Laura legte den zusammengefalteten Pullover in den Koffer und blickte Michelle mit einer Mischung aus Wut und Verständnislosigkeit an.

„Hör mal, diese Kleider sind mir scheißegal! Das Grab meiner Tochter ist geschändet worden. Und wie es aussieht, wurde auch noch ihre Leiche gestohlen. Weißt Du, wie beschissen man sich in einer solchen Situation fühlt? Hast Du den leisesten Schimmer, was momentan in mir vorgeht? Denkst Du, ich bleib jetzt hier und rede mit Freuden drauf los, wie toll doch meine neue Frühjahrskollektion sein wird?!“

Der Ton, den sie angeschlagen hatte, erzielte Wirkung. Michelle sah sie einfach nur mit offenem Mund an. Er war weder auf das Wort „scheißegal“ aus ihrem Mund gefasst gewesen, noch auf eine so laute Stimme.

Sie fing gerade wieder an, weitere Kleidungsstücke zusammenzufalten, als er, wohl doch nicht ganz so stark beeindruckt, erneut zu argumentieren begann:

„Sieh doch mal, die Polizei wird sich darum kümmern. Du wirst ihnen wohl kaum eine Hilfe sein. Du wirst ihnen eher im Weg herum stehen. Weißt Du, wie viel Geld morgen ...“

„Hör zu, es ist mir ...“, sie schluckte kurz, „es ist mir egal, wieviel Geld da auf dem Spiel steht oder ob ich helfen kann. Ich fliege morgen, basta!“ Während sie noch weitersprach, schob sie ihn schon aus dem Hotelzimmer: „Es ist ja nett, dass Du Dich so um das Geld sorgst, aber ich werde meinen Entschluss nicht ändern.“

Er setzte das Lächeln auf, von dem er dachte, dass keine Frau ihm widerstehen könne; zumindest aber bei Laura irrte er sich gewaltig.

„Es geht mir doch nicht nur um das Geld. Sieh doch mal, was das für eine zusätzliche psychische Belastung für Dich darstellt, wenn Du dir das auch noch aus nächster Nähe ansiehst.“ Während er notgedrungen seine Rückwärtsschritte absolvierte, brachte er sein ‚Mir-kann-keine-Frau-widerstehen‘-Mitleidsgesicht zur vollen Entfaltung. Aber es half nichts.

„Michelle, ich danke Dir wirklich für deine Unterstützung und wünsche euch morgen alles Gute bei der Verhandlung, aber ich kann mich einfach nicht darauf konzentrieren, ob ich nun das weiße oder das blaue Hemd einpacken soll, wenn Du neben mir stehst und mich ablenkst.“ Damit knallte Laura ihm die Tür vor der Nase zu und ließ sich erleichtert mit dem Rücken gegen die Tür fallen.

„Dann fliege ich mit Dir“, drang es gedämpft durch die geschlossene Tür.

„Na-hain!“

„Mais oui! Aber falls Du mich brauchst, ruf mich an. Ich habe mein Handy stets bei mir.“

„Ich weiß. Vielen Dank. Wir sehen uns in ein paar Tagen. Bis da-hann!“

Oh Gott, was für eine Nervensäge! Ob er wirklich glaubte, sie würde es nicht bemerken, wie er sie ständig mit seinen Blicken auszog? Sicher, Michelle war ein sehr gut aussehender Franzose, erfolgreich in seiner Arbeit, wohlhabend. Viele Frauen hätten sich geehrt gefühlt, von ihm begehrt zu werden. Er konnte sehr charmant sein, wenn auch nur zu den Personen, von denen er etwas wollte. Laura durchschaute den Eigennutz dahinter: Er war nur bereit zu geben, wenn er etwas dafür bekam. Nein, sie kam sehr gut alleine zurecht. Auch ihre kleine Tochter hatte sie alleine großgezogen. Nachdem ihr damaliger Freund sich schön aus dem Staub gemacht hatte, als sie schwanger wurde und die erste Verantwortung sich abzeichnete, begann sie, ohne einen Mann an ihrer Seite in einer Männerwelt zu überleben; und wie an ihren Kontobüchern und an ihrem Status in der Mode Branche abzulesen war, gar nichtmal so schlecht. Selbst als vor einem Jahr ihre Tochter entführt und ermordet wurde, warf sie das nur für zwei Wochen aus der Bahn. Sicher, in ihrem tiefsten Inneren war ihre Trauer noch nicht vorbei, und sie würde wohl nie aufhören. Nach außen hin aber ließ sie sich nichts anmerken. Als sie sich nach zwei Wochen wieder im Griff hatte und sich in der Öffentlichkeit wieder zeigen konnte, konzentrierte sie sich ausschließlich auf ihre Arbeit. Sie zog nach Paris, um nicht mehr an ihre Vergangenheit erinnert zu werden und noch näher am Modegeschehen zu sein. Tagsüber und bis in die späten Abendstunden arbeitete sie, bis sie erschöpft in ihr Bett fiel. Nachts dann kamen die Träume von ihrer Tochter oder von ihrem Schänder. Die konnte sie nicht abstellen, dafür aber die Gedanken während des Tages, indem sie sich mehr Projekte aufhalste, als zu schaffen waren. Das konnte sie ablenken, zumindest die meiste Zeit. In den ersten Monaten war sie in der Regel einmal pro Meeting verschwunden gewesen, um auf der Toilette mit einem kurzen Weinkrampf fertigzuwerden. Danach aber präsentierte sie sich stets wieder sachlich und gefasst. Professionell eben. Und das merkten auch ihre Kollegen und die Käufer. Und so schaffte sie es, immer weiter aufzusteigen, sich hierdurch immer mehr Arbeit und dadurch auch Ablenkung aufzuhalsen. Sie weigerte sich, Assistenten anzunehmen und wollte stets alles selbst erledigen. Bis der Boss ihr Michelle als „Berater“ zuwies. Das war vor zwei Monaten gewesen. Seither versuchte Michelle, sie mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung standen, zu gewinnen. Manchmal konnte das ganz schön nervig sein; aber zuguterletzt sah sie auch in Michelle nur eine weitere willkommene Ablenkung vom Gedanken an den Tod ihrer Tochter. Manchmal dachte sie sogar darüber nach, ob sie diesem Mann nicht einfach nachgeben sollte und vielleicht ein neues Leben beginnen, außerhalb der Arbeit. Aber bisher hatte sie das Bedürfnis noch nicht verspürt, sich als Frau an der Seite eines Mannes zu sehen. Die wichtigen Dinge wollte sie noch immer alleine entscheiden. Sollte er doch warten! Wenn sie sich entschließen sollte, sich doch wieder mit einem Mann zusammenzutun, würde er sie sicher auch später noch wollen, vielleicht sogar noch mehr. Ob Michelle der Richtige war? Darüber wollte sie im Moment nicht nachdenken.

Sie packte weiter den Koffer. Morgen früh würde sie nach Deutschland zurückfliegen. Vielleicht wäre sie mit dem Bus schneller gewesen, als mit dem Flugzeug nach Frankfurt zu fliegen und von dort aus noch 70 Kilometer mit dem Taxi zu fahren, aber sie hatte keine Lust, die ganze Nacht hindurch in einem stickigen Bus zu fahren. Sie zog das Fliegen vor. Leisten konnte sie es sich allemal. Und nach einer Nacht im Hotelbett würde sie morgen ganz entspannt in Deutschland auftreten. Und auch nach alledem, was ihr die Polizei heute Mittag per Handy mitgeteilt hatte, würde sie eine Entspannung dringend brauchen.

Irgendwann am Nachmittag, als sie wieder einen dieser aus ihrem Leben schon fast verschwundenen Weinkrämpfe bekam, erreichte sie der Anruf von Kommissar Vinel.

Er teilte ihr mit, dass das Grab ihrer Tochter in der Nacht geschändet und, wie es schien, ihre Leiche entwendet worden war. Er wollte ihr weitere Einzelheiten am Telefon ersparen und bat sie, zum Unterschreiben der Strafanzeige doch persönlich vorbeizukommen. Laura antwortete nur knapp, dass sie schon morgen erscheinen würde, egal ob sie den Mann gefasst hätten oder nicht. Kommissar Vinel wollte noch widersprechen, aber Laura hatte schon aufgelegt und war schon auf dem schnellsten Weg zur Toilette, um nicht vor den Augen ihrer Kollegen zusammenzubrechen. Dieser Vinel hatte eine eigenartige Stimme und er räusperte sich ständig. Dies schoss ihr immer wieder durch den Kopf, während sie in einem Toilettenraum des Bürogebäudes auf dem Boden saß und sich die Augen aus dem Kopf zu heulen drohte. Warum sie immer wieder an diese Stimme dachte, wusste sie selber nicht. Wahrscheinlich brauchte sie nur etwas, an dem sie sich hochziehen konnte. Irgendwas, das ungewöhnlich genug war, um ihm unterbewusst die Schuld an allem in die Schuhe zu schieben und ihn in Gedanken fertigzumachen. Das ständige Räuspern und die eigenartige grelle Stimme waren in diesem Moment der Sündenbock für Laura, die vor sich selbst für ihr traumatisches Erlebnis von vor einem Jahr geradestehen musste, an dem sie jetzt erneut zu zerbrechen drohte. Warum ließ man ihr nicht endlich ihre Ruhe?

Sie schloss mit einem Druck, heftiger als nötig, den Kofferdeckel und ließ sich aufs Bett fallen. Jetzt noch schnell duschen und dann versuchen zu schlafen, um für den morgigen Tag gewappnet zu sein. Dass sie am Tod ihrer Tochter nichts ändern konnte, war ihr klar. Aber ihre kleine Chrissie war ihr Ein und Alles. Und das war sie ihr schuldig. Sie musste dabeisein. Sie musste tun, was in ihrer Macht stand, um einen Peiniger, der Chrissie noch nicht einmal im Tod in Ruhe ließ, zu suchen und aufzuspüren und dafür zu sorgen, dass er seine gerechte Strafe bekam. Ja, dafür würde sie sorgen! Das versprach sie sich. Und ihrer Tochter. Dass ihr damaliger Entführer nicht mehr bestraft werden konnte, nagte auch noch an ihr. Er war einfach eines viel zu schnellen Todes gestorben. Dieses Schwein! Was für eine verrückte Welt!

Als Laura am 8. November 2001 um 17:49 Uhr mit geschlossenen Augen und angekleidet auf ihrem Hotelbett in Paris lag, dachte sie darüber nach, wie lange sie es in dieser Welt voller Irrer und Psychopathen wohl noch aushalten würde, bevor auch sie durchdrehte, oder den Mut verlor weiterzuleben und alledem einfach ein Ende setzte.

Die Nacht brach rasch herein. Der zunehmende Mond leuchtete schwach durch die schnell dahinziehende Wolkendecke. Ein leiser Wind wehte von Osten her durch die Straßen des wie ausgestorben daliegenden Dörfchens Sonnenbach. Es war erst kurz nach sechs, als Tom um eine Häuserecke in der Hauptstraße bog, um zum Friedhof zu gelangen. Da er sich noch immer nicht auf die „Winterzeit“ eingestellt hatte, die vor drei Wochen begonnen hatte, kam es ihm so vor, als wäre es schon mindestens zehn. Was ihn außerdem leicht verwirrte, war die Tatsache, dass er einen recht schweren Tag hinter sich hatte, der ihm noch in den Knochen steckte. Zuerst die Sache mit dem Jungen, die er vergeblich zu verdrängen suchte, indem er sich einredete, er habe mit der Sache nichts zu tun gehabt. Dann die Verhandlung mit den Triden. Und dann auch noch die Begegnung mit diesem mysteriösen Mädchen, das ihn schließlich dazu gebracht hatte, bei Dunkelheit auf den Friedhof zu gehen. Vor noch nicht einmal einer halben Stunde, als sich das Mädchen bei ihm (statt seiner, dachte er beiläufig) gebadet und danach, mit seinem Bademantel bekleidet, ihm ihre allmählich wieder einsetzenden Erinnerungen mitgeteilt hatte, konnte sie ihm zwar noch immer nicht sehr viel erzählen; wenigstens aber hatte es zur Erinnerung an die letzten vierundzwanzig Stunden gelangt. Und diese Erinnerungen besagten, dass sie, nach ihren eigenen Angaben wohl gemerkt, auf diesem Friedhof hier ihrem Grab entstiegen war. Gesetzt den Fall, er glaubte ihr, wie hätte ein Mädchen ihres Alters, und noch dazu ein so gebrechliches, es schaffen können, den massiven Sargdeckel aufzubrechen und sich danach durch die Erde zu wühlen!? Er musste total von Sinnen sein, jetzt auf den Friedhof zu gehen, um einem durchgeknallten Kind zu glauben, es sei nach einem Jahr des Seelenfriedens wieder der Erde entstiegen. Herrje, er kannte sie doch nicht einmal! Er hatte andere Sorgen, andere Verpflichtungen, wusste sich jedoch nicht anders zu helfen. Nein, falsch, er wusste dem Mädchen nicht anders zu helfen. Die Polizei zu rufen, kam gar nicht in Frage. Er hatte zwar in seiner Mietwohnung nichts, was ihn irgendwie mit den Triden in Verbindung hätte bringen können, wollte aber auf gar keinen Fall einem Bullen im Gedächtnis bleiben. Sie einfach ins Krankenhaus oder zur Polizei schicken? Nein. Wahrscheinlich würde sie ihnen von ihm erzählen, und Vertrauen in Behörden oder öffentliche Einrichtungen hatte er auch nicht. Er hatte den Entschluss gefasst, sich zunächst einmal ein deutlicheres Bild von dem zu machen, was die Kleine ihm erzählt hatte. Als er seine Wohnung verließ, lag sie schlafend in seinem Bett. Und selbst wenn sie versuchen sollte, hier irgendein krummes Ding zu drehen: aus seiner Wohnung kam sie nur durch ein Fenster nach draußen. Sicher würde sie dies schaffen, falls sie es wollte, ohne sich etwas zu brechen. Aber sie konnte weder seinen Fernseher unbeschadet mit hinausnehmen noch sein Bett und meine Badewanne erst recht nicht! fügte er innerlich triumphierend noch hinzu. An Bargeld hatte er höchstens 70 oder 80 Mark dort herumliegen. Das Geld, das er sich heute morgen verdient hatte, trug er noch immer bei sich. Er hatte einfach noch keine Gelegenheit gefunden, sich umzuziehen oder das Geld irgendwo sicher unterzubringen.

Tom stand vor dem Friedhofstor. Es war nicht ganz geschlossen. Er blickte sich noch einmal um und ging dann durch das Tor hindurch auf den Friedhof. Es war kein allzu großer Friedhof, was bei einem Dörfchen mit nur 1.400 Einwohnern auch kein Wunder war. Also brauchte er auch nicht lange zu suchen, zumal die Polizei das Gebiet schön großräumig auch noch mit leuchtendem Absperrband markiert hatte. Und es stimmte tatsächlich: Dort war ein offenes Grab. Er ging ein paar Schritte

weiter, hob die Absperrung hoch und trat noch näher an das offene, leere (geschändete?) Grab heran. Er blickte in die leere Grube. Es sah tatsächlich so aus, als ob die Bretter des leeren Sarges von innen nach außen gedrückt worden seien. Er schüttelte leicht den Kopf. Nein, das konnte nicht sein! Wie wäre so etwas denn überhaupt möglich? Und falls sie doch über übermenschliche Kräfte verfügte, so hatte sie bestimmt erst seit gestern dort drinnen gelegen, war für scheinot erklärt worden und heute aufgewacht und stinksauer gewesen. Ja, so und nicht anders.

Tom umrundete die Grube und bückte sich, um den Grabstein genauer zu betrachten. Also wenn die Kleine wirklich von hier stammte, hieß sie Christine Parsto. Er hatte schon schlimmere Namen gehört, dachte er beiläufig. Geboren am 10.10.1989, stand auf dem Grabstein. Ja, das Alter konnte hinkommen. Und was stand darunter? Tom starrte auf das eingravierte Datum: Gestorben am 05.11.2000. Ein Schauer, noch eisiger, als er ihn heute schon zweimal verspürt hatte, lief ihm über den Rücken. Das war einfach unmöglich! Dann konnte es sich nur noch um eine Verwechslung handeln. Sie war nicht das Mädchen, sie war nicht diese Christine Parsto! Ausgeschlossen! Tote sind tot und laufen nicht herum. Aber das Totenkleid, die Kälte, die sie ausstrahlte ... Nein! – Tom stand auf und blickte sich um. Er wollte gerade umkehren, als er merkte, dass er hier auf dem Friedhof nicht mehr alleine war. Eine Gestalt näherte sich vom Tor her. Trotz der geringen Größe des Friedhofs war das Tor gute 300 Meter entfernt. Wer zu den ersten Gräbern gelangen wollte, musste erst noch einen Schotterweg erklimmen. Aufgrund der Entfernung und infolge der Dunkelheit sah Tom nur eine schemenhafte Gestalt den Friedhofsweg entlanggehen. Er fragte sich, welchen Grund dieser Jemand wohl hatte, hier nach Einbruch der Dunkelheit noch herumzuspazieren. Vielleicht sucht er ein von innen geöffnetes Grab, spekulierte er, weil er heute Mittag ein wildfremdes Mädchen mit nach Hause genommen hat, das ihm erzählt, es sei vor einem Jahr gestorben. So richtig lächeln darüber konnte er nicht.

Etwa 80 km westlich von Sonnenbach und etwa 10 km südlich eines Hauses, in dem einst die Eheleute Bernhardt in der Nähe des Friedhofs gelebt hatten, verließ Hans Rubach die einzige Kneipe des kleinen Dörfchens, in dem er aufgewachsen war. Hans schlenderte nicht direkt nach Hause, wo ihn seine Mutter eh nur mit den immergleichen Fragen bombardierte: Warum er nicht endlich mal eine nette Frau kennenlernen, warum er keine Familie wolle, warum keine Kinder, blabla, die ganze alte Leier.

Diese alte Frau wusste nichts über ihn. Wie konnte sie sich anmaßen, Fragen bezüglich seiner Privatsphäre zu stellen!

Er war glücklich, so wie er lebte. Er hatte eine gar nicht so schlecht bezahlte Arbeit in einem Bauunternehmen. Er musste nicht jeden Tag weit fahren, um in irgendeinem stinkenden Büro zu sitzen. Er konnte zu Fuß hingehen und dann mit den Kollegen zur Baustelle fahren. Abends ein paar leckere Bierchen mit ihnen in der Kneipe, und die Welt war in Ordnung. Es störte ihn nichts. Rein gar nichts. Er war zufrieden. Es war gut so, wie er lebte. Er arbeitete, half seiner Mutter, die schon seit Jahren allein nicht mehr zurechtkam, und trank halt ab und zu ein paar Gläschen. Und sie nervte ihn mit dieser ständigen Fragerei, wann er denn endlich heiraten wolle. Er brauchte keine Frau. Er brauchte keine Kinder. Er brauchte keine Familie, um glücklich zu sein. Gestern Abend war es besonders schlimm gewesen. Sie hatte ihn regelrecht attackiert mit ihren schieß beschissenen Fragen über Ehe, feste Bindung und all dem Quatsch. Und dann heute diese Frau in der Mittagspause. Seine Mutter hatte ja keine Ahnung, wie schwer sowas war! Sie hatte ja nicht den leisesten Schimmer, wie herablassend Frauen ihn behandelten. Wie erniedrigend es jedesmal war, eine Abfuhr zu bekommen. Heute Mittag hatte er sich wieder einmal darauf eingelassen und hatte den Versuch gestartet, eine Frau anzusprechen. Und das Ergebnis war wie nicht anders zu erwarten. Vielen Dank, Mutter!

Sollte sie doch jetzt da sitzen und warten, bis ihr Sohn nach Hause kam. Sollte sie doch nach ihm rufen. Er würde sich jetzt mit seinem Freund Jacky gemütlich irgendwo in den Wald setzen und die Nacht genießen. Es war zwar sehr kalt, aber als Bauarbeiter wird man irgendwann immun gegen die Kälte. Und falls ihm am Anfang doch kalt werden sollte, würde ihn Jacky schon von innen wärmen. Während er die letzten paar Häuser hinter sich ließ und die Straße zum Wald hinaufstieg, hörte er den Gefechtslärm von dem ganz in der Nähe gelegenen Truppenübungsplatz der Bundeswehr.

Blödmänner! dachte sich Hans. Die nerven nur rum. Als er noch bei der Bundeswehr war, ja, da war das noch eine richtige Armee. Da ging es noch zur Sache. Heute bildeten die Waschlappen nur neue Waschlappen aus. Pah!

Als er oben auf dem Berg den Waldrand erreichte, ließ er sich auf die Bank nieder, blickte auf das Dörfchen hinunter im Tal, öffnete die Flasche Jack Daniels, die er sich aus der Kneipe mitgebracht hatte und genehmigte sich einen kräftigen Schluck.

Jaaah, das war gut! Er verschloss die Flasche wieder und zündete sich einen Dannemann Moots Zigarillo an. So, das war sein Leben. Er brauchte niemanden. Er hatte doch alles, was ihm Spaß ...

Er hörte ein Geräusch hinter sich. Hans nahm den Arm, in dessen Hand er die Flasche hielt, zur Unterstützung mit auf die oberste Sprosse der Banklehne und drehte sich um.

Dunkelheit. Ein paar vereinzelte Bäume am Saum des Waldes waren auszumachen, aber die Sicht betrug nur ungefähr zehn Meter, dann wurde der Baumbestand zu dicht; und die Nacht gab ebenfalls nicht mehr genug Helligkeit her, um etwas auszumachen. Er zuckte mit den Schultern und wollte sich gerade wieder umdrehen, als er das Geräusch noch einmal hörte. Ein Knacken oder sowas, gefolgt von einem Rascheln. „Is da jemand?“, rief er in den leeren Wald hinein. „Ey, wer is da?“ Keine Antwort. Ein Lüftchen umspielte seine etwas zu langen braunen Haare. Dann war wieder Stille.

„Kanst e Schluck abhann, wenn de willst“, fügte er noch leise hinzu, während er sich bereits wieder umdrehte. Mit der Hand, zwischen deren Fingern der Zigarillo steckte, wollte er die Flasche gerade wieder aufdrehen, als er hinter sich erneut ein Geräusch hörte.

Wieder ein Rascheln. Diesmal etwas lauter. Ein Knacken?

Hans drehte sich abermals um. Dieses Mal stützte er sich nicht mehr nur halbherzig auf seinen Arm, sondern sprang schon fast von der Bank und drehte sich während des Springens um.

Er blickte in die Finsternis und lauschte.

Noch einmal ein Knacken. Und diesmal? War da nicht ein Schnüffeln zu hören? Er glaubte, schon. Aber er konnte sich nicht vorstellen, dass da irgendwo im Dickicht ein Wildschwein lauerte. Wildschweine wurden nur gefährlich und angriffslustig, wenn jemand in die Nähe ihrer Jungen kam, und dazu war es im November eindeutig nicht die Zeit. Oder doch? So sicher war er sich da auf einmal nicht mehr, als er wieder dieses Schnüffeln und Rascheln hörte, diesmal allerdings schon erheblich näher.

Und bewegte sich nicht auch etwas dort im Wald? Also, dass dort etwas war, davon konnte er mittlerweile ausgehen. Diese leichte Brise, die ihn umspielte, machte wohl kaum solche Geräusche.

Ein lauter Schrei zeriss die Luft. Es war wohl eher eine Mischung aus einem Schrei, einem Kreischen und einem Geheule. Hans hatte etwas Derartiges noch nie zuvor in seinem Leben gehört. Ihm blieb fast das Herz stehen.

Er ging zwei Schritte rückwärts, immer noch den Wald im Auge behaltend. Was war das bloß? Ein Mensch konnte so ein Geräusch wohl kaum zustandebringen. Langsam bekam er richtig große Angst.

Er packte die Flasche Jack Daniels am Hals, um sie zur Not als Waffe zu gebrauchen. Einmal hatte er sich auf diese Weise bei der alljährlichen Kirmes einen wildgewordenen Fremden vom Hals geschafft. Er war mitten bei einem Bierchen in eine Schlägerei geraten, und da zwei seiner Arbeitskollegen darin verwickelt waren, griff er natürlich ein. Der komische Kauz hätte ihn bestimmt fertiggemacht, wenn er ihm nicht rechtzeitig die Flasche über den Schädel gezogen hätte. Der Kerl ging mit verdrehten Augen senkrecht zu Boden. Die anderen dankten ihm für seinen tatkräftigen Einsatz und kauften ihm eine neue Flasche. Der Kerl wurde nur noch von zwei anderen aus dem Zelt geschleudert. Hans bekam ihn nie wieder zu Gesicht. Also Jacky konnte man schon auf zwei Arten benutzen, um einen ausgewachsenen Kerl umzuhauen. Die gängige Methode hatte Hans oft an sich selber ausprobiert; die zweite bisher nur einmal.

Aber er war zuversichtlich, dass er es auch ein zweites Mal schaffen würde, falls ihm der hier (oder das hier) auf die Pelle rücken würde. Und außerdem hatte er auch keine andere Waffe zur Hand.

Hans starrte noch immer in das Dunkel. Langsam begann er sich zu fragen, ob er wirklich etwas gehört oder ob er einfach nur schon zu viel intus hatte. Er begann im

Geiste die Biere und die Schnäpse aus der Kneipe zusammenzuzählen, als er erneut das Rascheln hörte.

Diesmal war er sich sicher, dass es nicht weiter als fünfzehn Meter von ihm entfernt sein konnte. Und er hörte noch etwas: Ein Knurren. Ein leises, aber stetig anhaltendes Knurren.

Ein Wolf? Nein, Wölfe gab es hier schon lange nicht mehr. Ein Hund?

Hans dachte gerade darüber nach, welcher Verrückte seinen Köter mal wieder nicht ordentlich eingesperrt haben mochte, als etwas Weißes aus dem Wald kam. Nicht gerannt, sondern gesprungen! Es machte mit einem Satz fast sieben Meter, hatte also mit einem einzigen Sprung schon die Hälfte des Weges zwischen sich und Hans zurückgelegt. Sofern es direkt am Waldrand gelauert hatte. Wenn es nicht noch ein Stück weiter entfernt gewesen wäre.

Hans starrte dem Ding nur für den Bruchteil einer Sekunde in die Augen; dieser Augenblick aber hätte sich sicher für immer in sein Gedächtnis eingebrannt, hätte er noch länger als nur die nächste Minute zu leben gehabt.

Instinktiv schleuderte Hans seine Flasche diesem Ding entgegen, dessen Schädel aussah wie der eines zu breit geratenen Wolfes. Sein Fell war strahlend weiß, die Zähne bestimmt noch etwas größer als die eines Wolfes. Seine Augen leuchteten rot. Und sie funkelten ihn an. Die Schultern dieses Dings waren extrem breit. Seine Wirbelsäule war in der Mitte leicht nach unten gekrümmt, während das schwanzlose Hinterteil wieder aufwärts wies. Seine vier Beine waren viel stärker angewinkelt als bei einem Hund oder Wolf. So, als liege es ständig auf der Lauer.

Hans traf dieses Biest genau an der Schnauze. Noch während die Flasche an diesem Ding zerschellte, drehte er sich um und rannte wie der Teufel hinunter in Richtung Dorf.

Solch ein Ding hatte er noch nie gesehen. Zuerst dachte er an einen der zahlreichen Werwolf-Filme, die er sich als Kind so gerne reingezogen hatte, doch dieses Ding war furchterregender als jeder Special-Effekt in einem Horrorstreifen. Und noch dazu war es die Wirklichkeit!

Gerade als Hans im Laufen noch einmal einen Blick zurück werfen wollte, um zu sehen, ob er schon einen Abstand zwischen sich und dem Ding gebracht hatte, spürte er einen stichtartigen Schmerz im Rücken und wurde auch schon von den Beinen geworfen.

Er rutschte, mit dem Gesicht im Gras, noch etwa drei Meter weit und bemerkte, bevor er zum Liegen kam, dass dieses Ding auf seinem Rücken saß.

Ihm blieb noch nicht einmal Zeit, seinen ersten Schrei auszustoßen, als es ein großes Stück aus seinen Rückenmuskeln herausriss. Erst jetzt brachte Hans einen lauten Schrei hervor: Der Schrei war allerdings so schrill, dass er eher zu einem Kind als zu einem solchen Mann gepasst hätte.

Dieser Schrei brach abrupt ab, als das Ding ein weiteres Mal in ihn hineinbiss.

Diesesmal biss es tiefer und riss dabei auch noch vier Rückenwirbel mit heraus.

Als Hans schon tot war, biss das Ding ein drittes Mal zu. Diesesmal zerfetzte es ihm komplett den Hals, so dass der Kopf nur noch von wenigen Sehnen und Fleischfetzen am Körper gehalten wurde.

Die Schreie von Hans wurden von keinem Menschen gehört. Nur zwei Autos waren in dieser Nacht noch zum Dorf unterwegs, in denen noch dazu die Radios aufgedreht waren. Durch die schallisolierten Wände der Häuser drang kein Laut nach drinnen.

Der erste Fußgänger in dem Dorf nach seinem Tod war sein Arbeitskollege Harry, der zwanzig Minuten nach dem Ereignis im Wald die Kneipe verließ.

Die Leiche von Hans blieb verschwunden. Man fand am nächsten Abend, als man sich aufmachte, ihn zu suchen, nur eine zerbrochene Flasche Jack Daniel's hinter der Bank am Waldrand. Hätten die Ermittler ein wenig gewissenhafter die Wiese neben der Straße abgesucht, hätten sie noch ein Stück seines linken Ohres und seinen rechten Daumen gefunden.

Als Don Kordales den Schotterweg auf dem Friedhof von Sonnenbach entlangschritt, überlegte er, ob es noch einer weiteren Bestätigung für seine schon über die meisten Zweifel erhabene Vermutung bedurfte. Bereits seit einem Jahr hatte er, wie es auch sonst zu seiner Arbeitsweise gehörte, die weiteren Schritte gut überlegt und sorgfältig geplant. Aber wenn er auch schon fast davon überzeugt war, dass das Mädchen Christine Parsto wie durch ein Wunder wieder von den Toten auferstanden war, so konnte er sich doch noch immer nicht so recht mit dieser Vorstellung anfreunden. Denn das würden auch seine und die Vermutungen der anderen bestätigen. Und das konnte sehr unangenehm werden. Was noch erschwerend hinzukam, war, dass er morgen, nach einem kurzen Besuch bei der örtlichen Polizei, Sonnenbach auch schon wieder verlassen musste. Es würde zwar nur ein kurzer Besuch bei einer Beerdigung werden, nicht sehr weit entfernt von hier, aber es könnten sich doch unvorhersehbare Dinge in diesem Zeitraum entwickeln, die die hiesige Presse nur noch mehr anstacheln würden, sich tiefer da hineinzugraben. Bald würden dann auch die großen Fernsehsender aufmerksam. Und dann würde es noch schwieriger, all diese Zusammenhänge geheimzuhalten. Bei aller Zeit, die er sonst auch hatte, er musste Eile an den Tag legen, um nicht die Öffentlichkeit neugierig zu machen. Denn die wäre ein zwar nicht gerade ebenbürtiger Gegner für ihn, aber dennoch ein beachtlicher. Und welche Ereignisse nun eintrafen, konnte man beim besten Willen nicht erahnen, da soetwas in den letzten paar hundert Jahren wohl nicht vorgekommen war. Und, sofern man den Anderen glauben konnte, auch davor noch nicht. Es kam ihm immer mehr so vor, als habe die Zeit sich nun doch gegen ihn verschworen. Die absehbaren Ereignisse folgten einfach zu schnell aufeinander. Und ein unabsehbares Ereignis war ebenfalls eingetroffen: Von seinen Leuten am „Eingang“ hatte Don seit dem Mittag nichts mehr gehört. Der Kontakt war nicht mehr vorhanden, als er kurz nach seinem Aufbruch versuchte, die dortige Lage zu ermitteln. Etwas stimmte nicht. Don hatte zwar schon ein Spezialkommando losbeordert, jedoch noch keine Rückinfo erhalten. Er war mittlerweile schon sehr gespannt und rechnete jeden Moment mit einem Anruf auf seinem Handy. Dass er dabei abgehört werden würde, kam ihm nicht in den Sinn. Schließlich arbeitete er für die Regierung und verfügte selbst über eine Spionageausrüstung. Er gehörte zu dem Kreis von Leuten, die solche Dinge ausschließlich einsetzten. Offiziell existierte er nicht als Mitarbeiter für eine oder in irgendeiner Regierungsabteilung. Jedenfalls so lange nicht, wie nicht jemand einen seiner obersten Chefs anrief. Würde aus irgendeinem Grund bei einem seiner Aufträge etwas schief laufen, so sollte keine Spur zurückverfolgbar sein. Aber Don hatte eine Erfolgsquote von 100 Prozent bei seinen Aufträgen. Und falls irgendein Hobbyspion oder eine andere Regierung versuchen sollte ihn abzuhören, würden sie nichts von alledem verstehen, da er mit den neuesten technischen Geräten ausgestattet war, die es verhinderten, irgendein Telefonat und sei es auch über solch eine unsichere Verbindung wie Mobilfunk, abzuhören. Don hatte sie vor 8 Jahren persönlich von einem der obersten Bosse der CIA in Empfang genommen. Was die CIA damals als Gegenleistung von Dons Organisation bekommen hatte, wusste er nicht und es interessierte ihn auch nicht. Das hatte nichts mit seinem Auftrag zu tun, und alles, was nichts mit dem Auftrag zu tun hatte, hatte ihn auch nicht zu interessieren. Dazu war er ausgebildet worden, und weil er in solchen Dingen vertrauensselig war, hatte man ihn ausgewählt und ihm diesen Posten gegeben.

Er erreichte den Tatort. Die Polizei hatte das „geschändete“ Grab, wie es noch offiziell und hoffentlich auch noch weiterhin genannt wurde, weiträumig mit hellem Absperrband markiert und austrassiert. Er hob das Band an einer Stelle an und duckte sich darunter durch, um näher an das Grab heranzukommen. Rasch fand er heraus, was er die ganze Zeit über schon gewusst hatte: Das Grab war von innen geöffnet worden. Und noch eine Vermutung bestätigte sich, dass nämlich der Sargdeckel regelrecht zerschmettert worden war. Don ärgerte sich nun ein wenig darüber, dass man das Grab nicht rund um die Uhr hatte bewachen lassen, da er sich zuerst auf die Suche nach dem Mädchen hatte begeben müssen. Aber sein Auftraggeber wollte kein Risiko eingehen und keine Aufmerksamkeit erregen, weil man das stinknormale Grab eines kleinen Mädchens bewachen ließ. Zumal man ja auch nur Vermutungen hatte, wann der Zeitpunkt des Erwachens folgen würde. Frau Laura Parsto war schon damals eine zu bekannte Persönlichkeit gewesen, als dass man die Grabstätte an einem leichter zu bewachenden Ort hätte anlegen können. Die Leiche zu einem späteren Zeitpunkt wieder aus dem Grab zu entnehmen, wurde ebenfalls nicht bewilligt. Dies alles hätte sehr wahrscheinlich zu weitaus geringeren Problemen geführt, als es nun der Fall war. Zur Zeit hatte Don Kordales die Befehlsgewalt über das Projekt und all seine Mitarbeitern. Von jetzt an würden ihm keine Fehler mehr unterlaufen.

Als er gerade in die Hocke ging, um das leere Grab genauer zu betrachten, klingelte sein Handy. Don griff in die Innenseite seines Mantels, streifte mit der Hand seine Halbautomatik Mark 23.45, die er an beiden Seiten in einem Schulterhalfter trug, und zog sein Handy heraus.

„Ich höre!“, sagte er.

„Winter hier. Hören Sie! Das Grab der Zielperson ist leer. Deckel von innen nach außen regelrecht zertrümmert. Spuren führen zum Einfamilienhaus einer gewissen Familie Bernhardt in der Nähe des Friedhofs. Herr Bernhardt ziemlich verstümmelt in der Küche auf dem Boden aufgefunden. Frau Bernhardt gefesselt auf einem Stuhl im Wohnzimmer. Als wir eintrafen, war sie schon verblutet. Wie es aussieht, hat er sich ihren Wagen genommen. Ein silberfarbener Opel Astra Kombi, Kennzeichen BIR-R 883. Die Fahndung wurde schon eingeleitet. Bisher noch keine positive Meldung darüber. Die örtliche Polizei wurde verständigt und soweit informiert, dass keine weiteren Fragen mehr auftauchen. Offiziell ist ein Polizeibeamter namens Sascha Kernot, ein Bekannter der Söhne der Familie Bernhardt, zufällig vorbeigekommen und hat die Leichen vorgefunden. Die beiden Söhne haben jeweils einen eigenen Hausstand und sind somit ohne Belang.“

„Okay, sorgen Sie dafür, dass die Zielperson gefunden und in Gewahrsam genommen wird. Lassen Sie das Grab wieder herrichten und stellen Sie sicher, dass keine Verbindung zwischen Zielperson und Opfer gefunden werden kann. Die bekommen ihren Mörder, sobald wir die Zielperson haben.“

Winter wiederholte den Auftrag, dessen Inhalt ihm selbstverständlich vorkam, und legte auf. Kordales musste Winter nicht jeden einzelnen Schritt erklären. Es gab noch viel mehr zu tun, und eigentlich hätte er ihm die eben erwähnten Schritte nicht nocheinmal ausdrücklich vorgeben müssen, aber sie waren doch von so außerordentlichem Belang, da dort wenigstens noch ein Zusammenhang mit der Zielperson ausgeschlossen werden konnte. Zumindest für die Öffentlichkeit würde es sich dann nur um zwei „normale“ Mordfälle handeln und nicht auch noch um etwas Übersinnliches. Wenigstens arbeitete dort die Zeit noch auf seiner Seite. Und auf Winter konnte er sich verlassen: er und Larbach, die er beide zum Grab der Zielperson geschickt hatte, wussten haarklein, wie sie sich zu verhalten hatten. Dass die

Zielperson entwischt war, war ebenso klar wie die Tatsache, dass er hier das Mädchen suchen musste. Er sah zwar bei beiden Personen Probleme mit der Auffindung auf sich zukommen, ein unschuldiges Mädchen jedoch verlangte mehr Fingerspitzengefühl als ein Psychopath. Deswegen war er persönlich hierhergefahren und hatte zwei seiner Männer an den anderen Ort geschickt. Er konnte zwar sehr viel Aufmerksamkeit erregen, indem er eine blutige Spur hinter sich herzog, aber die konnte man, wenn man den Killer erst einmal hatte, anderen in die Schuhe schieben, die die Regierung sowieso von der Bildfläche haben wollte. Und seine Spur würde klar, wenn man erst einmal wusste, wo sich das Mädchen befand. Bisher traf alles so ein, wie sie es sich gedacht hatten. Und wenn sich daran nichts änderte, dann wäre er jetzt auf dem Weg hier her. Also brauchte man „nur“ das Mädchen und früher oder später lief einem der Killer schon in die Arme. Jedoch musste man das Mädchen eher früher als später bekommen. Nicht wegen der zahlreichen Leichen, die der Killer womöglich auf seinem Weg hierher noch zurücklassen würde – die waren eher zweitrangig und hatten nichts mit der Priorität von Kordales' eigentlichem Auftrag zu tun. Nein, es galt vielmehr zu verhindern, dass das Mädchen, auf welche Weise auch immer, einen Kontakt zu ihrer Mutter herstellte, die ja mittlerweile zu einer großen Person in der Öffentlichkeit geworden war, obwohl oder gerade weil sie jeden Rummel um ihre Person vermeiden wollte. Wenn dieser Kontakt erst einmal hergestellt war, würden weitere Probleme auftauchen, die ganze Operation geheimzuhalten. Nun, für diesen Fall waren zwei tragische Unfälle vorgesehen, die das Ende der Familie Parsto bedeuteten, ein endgültiges Ende diesmal.

Kordales zog es vor, nicht zu dieser Möglichkeit zu greifen, da dies eine Art Notfallplan war und ein Notfallplan eigentlich nur eben in einem Notfall zur Anwendung gelangen sollte. Und genau dieser Notfall sollte noch rechtzeitig verhindert werden. Außerdem betrachtete Kordales diesen Plan aus der Sicht eines „Normalbürgers“ noch immer als zwiespältig, da er sehr viele komische Zufälle mit sich brächte. Sicher, das Schicksal spielt manchmal ein komisches Spiel, aber er wollte doch nach Möglichkeit jedes Misstrauen der Presse und damit der Öffentlichkeit vermeiden, da sie sonst Gefahr liefen, die ganze Organisation auffliegen zu lassen. Und dies wäre undenkbar! Kordales würde alles daran setzen, das Mädchen schon bald zu finden. Er richtete sich wieder auf, als sein Handy, das er immer noch in seiner linken Hand hielt, erneut klingelte.

„Ich höre!“, sagte er. Gerade in dem Augenblick, als der Anrufer zu sprechen begann, hörte Don Kordales hinter sich ein Knacken, das er einem zerbrochenen Ast zuschrieb. Als Don ein „Moment“ in das Handy rief, hatte er sich mit herausgezogener entsicherter Waffe in der rechten Hand schon umgedreht. Er nahm langsam das Handy vom linken Ohr und blickte, mit noch immer ausgetrecktem Arm und der Waffe im Anschlag, geradeaus. Vor ihm standen ein paar vereinzelt Bäume. Jeder groß genug, um einem ausgewachsenen Menschen als Versteck zu dienen. Mit zusammengekniffenen Augen blickte er durch die Dunkelheit und versuchte, einen Schatten, eine Bewegung oder sonst etwas auszumachen. Die leichte Brise wurde etwas stärker. Die Wettervorhersage hatte für den Abend einen Sturm angekündigt. Wegen des mittlerweile zu starken Windes an seinem Ohr konnte er nicht mehr jedes einzelne Geräusch wahrnehmen.

Sonst hätte er womöglich ein Atmen oder sonstwas von Thomas Schwarz gehört, der sich hinter dem von Don Kordales aus gesehen dritten Baum in Deckung gebracht hatte. Tom saß dort in der Hocke und hielt die Luft an, als er ebenfalls das Knacken hörte. Ihm wurde es langsam unerträglich kalt, da er bewegungslos und fast ungeschützt in einer Novemberrnacht hinter einem Baum hockte und der Wind ihm

immer stärker um die Ohren wehte. Nicht er war die Ursache des Knackens gewesen, da war er sich ziemlich sicher. Es war irgendwo von einem der anderen Bäume gekommen, die in der Richtung zu dem schwarz gekleideten Mann standen. Verdammter Mist, dachte Tom, da verhält man sich ganz ruhig und bleibt trotzdem nicht unentdeckt. Es passte ihm ganz und gar nicht, von irgendjemandem hier am Tatort entdeckt zu werden. Er hatte zwar nichts mit alledem zu tun, außer dass er das Mädchen mit nach Hause genommen hatte, das ja zu glauben schien, es sei aus diesem Grab gekommen. Aber er konnte einfach keine Polizei bei sich zu Hause gebrauchen, keine Aufmerksamkeit! Obwohl er nach allem, was er dem soeben geführten Telefonat entnommen hatte, nicht ganz glauben konnte, dass dieser dunkelgekleidete Mann von der Polizei war. Auch dachte er nicht, dass ein Polizist ausgerechnet nach Einbruch der Dunkelheit, und noch dazu allein, noch einmal hier erscheinen würde, um nach Spuren zu suchen. Von einem Grab hatte er gefaselt, damit aber mit Sicherheit nicht dieses hier gemeint. Vielleicht brachen ja gestern Nacht in ganz Deutschland auf einen Schlag sämtliche Gräber zwölfjähriger Mädchen auf, damit sie noch einmal eine Chance bekamen. Oder damit sie die Weltherrschaft an sich rissen! Bei den nächsten Wahlen war dann wohl die PDZZM auf dem Wahlzettel mit aufgeführt, die „Partei der zwölfjährigen Zombiemädchen“. Nun, sehr witzig fand Tom sich heute nicht, aber irgendwie musste er sich ja auf heitere Gedanken bringen. Er hörte, wie der Mann einige Schritte auf die Bäume zuing. Hau ab, dachte er, ich kann mich kaum noch bewegen. Es wird Zeit, dass ich hier wegkomme. Plötzlich hörte er abermals ein Knacken und ein ziemlich großer Vogel flog hoch in die Lüfte und schräg an ihm vorbei. Er glaubte auszumachen, dass sich der dunkle Mann umgedreht und in Richtung Grab gewandt hatte. Vielen Dank, du blöder Vogel, deinetwegen wäre ich fast entdeckt worden! Hoffentlich trifft dich der Blitz! dachte er, während am östlichen Himmel der erste, noch weit entfernte Donnerschlag zu hören war.

Oh, oh! dachte Tom. Vielleicht sollte er in Zukunft etwas weniger sorglos mit seinen geheimen Wünschen umgehen. Er spähte vorsichtig um den Baum herum und sah, dass sich der Mann tatsächlich wieder umgedreht hatte. Tom sah nun auch die Pistole in seiner rechten Hand, die er gegen den Boden gerichtet hielt. Er lehnte sich mit dem Rücken an den Baum und lauschte dem zweiten Gespräch, das der Unbekannte jetzt mit seinem Handy begann. Nach einer Weile bekam er mit, dass irgendetwas versiegelt werden sollte, Leichen fortgebracht und Familien benachrichtigt. Und sie sollten sich auf die Suche machen. Tom vernahm auch den Namen Karem. Irgendwie sagte ihm das alles nichts. Er hatte ein ungutes Gefühl, als er das Wort „Leichen“ hörte. Er konnte auch keinen Zusammenhang mit dem ersten Telefonat herstellen. In diesem hatte er ebenfalls etwas von Opfern gehört, die er jetzt ebenfalls als Leichen identifizierte, und etwas von einem Mörder und einer Zielperson.

Allmählich hatte Tom das Gefühl, dass es bei diesem Grab um mehr ging als einfach nur um eine Grabschändung. Und wenn das Mädchen etwas damit zu tun haben sollte, hatte er sich in eine verdammt unschöne Lage gebracht, als er sie mit zu sich nach Hause nahm. Er wurde das Gefühl nicht los, dass dieser Mann, der jetzt, nachdem er das Gespräch beendet hatte, endlich wieder zurück zum Tor schritt, von der Regierung geschickt worden war.. Wieso? Wusste er auch nicht, aber die Regierung konnte er ebenso gut leiden wie die Behörden. Und ein normaler Polizist würde wohl auch kaum so schnell seine Pistole zücken, nur weil etwas auf einem Friedhof knackste.

Gott sei Dank ging dieser Typ jetzt. Tom war sich sicher, dass er nicht lange fackeln würde, ihn zu erschießen, falls er ihn doch noch entdeckte, und Tom zweifelte daran,

dass seine Fäuste schneller waren als seine Kugeln. Und außerdem drohte er zu erfrieren, redete es sich zumindest ein, da er nicht so dick angezogen war, um 10 Minuten regungslos hinter einem Baum verbringen zu können. Er wollte doch lediglich herausfinden, was es mit der Geschichte des Mädchens auf sich hatte, um, falls irgendwas dran war, ihren Namen herauszufinden und ihre Eltern zu benachrichtigen. Langsam richtete er sich auf. Seine beiden Kniegelenke knackten und schmerzten vom lange Sitzen in der Hocke. Tom ächzte leise, als sich der Vogel genau vor ihm niederließ und ihn anstarrte.

„Hau ab, Du Mistvieh! Wenn Du noch einmal versuchst, mich zu verraten, dann erzähl ich Deinen Eltern, dass Du Dich so spät abends auf dem Friedhof rumtreibst, Gruftie!“ Der Vogel blickte ihn noch für den Bruchteil einer Sekunde an und erhob sich dann wieder, als ob er doch von Toms Bemerkung eingeschüchtert worden sei. Tom blickte den Schotterweg zum Tor hinunter, erspähte aber niemanden mehr. Mit schmerzenden Gliedern und von der Kälte taub gewordenen Ohrmuscheln machte er sich auf den Rückweg zu seiner Mietwohnung. Während er durch die Nacht schlich, hörte er noch mehrmals ein fernes Donnernrollen und der Wind wurde stärker. Ein Gewitter im November! dachte er. Hat man auch nicht oft, passt aber wunderbar zu diesen schönen Ereignissen hier. Als Tom die Eingangstür des Miethauses aufschloss, hatte er das Gefühl, beobachtet zu werden. Er drehte sich noch einmal um, bevor er ins Haus trat, sah aber niemanden mehr auf der Straße. Nicht einmal mehr einen zerlumpten Penner. Er schmiss die Haustür ins Schloss und stieg die Treppen zu seiner Wohnung hinauf. Als er seine Wohnungstür aufschloss und nach dem Lichtschalter tastete, flog mit gewaltiger Wucht seine gusseiserne Bratpfanne zuerst gegen seine tastenden klammen Finger und direkt danach, er hatte noch nichtmal Zeit, einen Schrei hervorzubringen, gegen seine Stirn. Wilde Sterne tanzten vor seinen Augen.

Dann wurde es dunkel.

Der Wind war mittlerweile so stark geworden, dass Don seinen Kragen hochstellen musste, um besser vor ihm geschützt zu sein. Er war wieder auf dem Rückweg zu seinem Wagen. Er hatte ein drittes Mal an diesem Abend telefoniert. Mit seinem letzten Anruf beauftragte er seine Leute, alles über einen gewissen Thomas Schwarz herauszufinden. Er war ihm zu Fuß vom Friedhof aus gefolgt. Nach noch nicht einmal zwei Minuten Wartezeit kam Schwarz durch das Tor des Friedhofs herausspaziert. Der aufgeschreckte Vogel war zwar eine plausible Erklärung für das knackende Geäst bei den Bäumen gewesen, aber Don gab sich niemals mit der erstbesten Erklärung zufrieden. Er durchforschte die Angelegenheiten immer so gründlich, bis kein Zweifel mehr möglich war. Hier aber gab es noch Zweifel. Diese Sache war zu groß, um sie dem gütigen Schicksal zu überlassen. Also ging Don nach Beendigung des zweiten Telefonats nicht, wie geplant, direkt zu seinem Wagen, sondern wartete in sicherer Entfernung, ob sonst noch jemand Interesse an nächtlichen Besuchen auf dem Friedhof in dem Dörfchen Sonnenbach hatte. Und siehe da: Es kam ein junger Mann durch das Friedhofstor herausspaziert, und er ging zielstrebig nach Sonnenbach hinein, ohne auch nur den leisesten Verdacht zu hegen, dass er bereits beschattet wurde. Don folgte ihm langsam zu Fuß bis zu seinem Mietshaus. Als er darin verschwunden war, sah Don sich das Klingelschild an und führte auf dem Rückweg zu seinem Wagen das dritte Telefonat. Er beorderte zwei weitere Männer an den Ort, die bei der Suche nach dem Mädchen helfen sollten und diesen Thomas Schwarz beobachten, um herauszufinden, welches Interesse er an dem geöffneten Grab haben konnte.

Als Don fast bei seinem Wagen angelangt war, setzte der Regen ein. Wenn es jetzt nur ein paar Grad kälter wäre, würde es entweder schneien oder die ganze Straße in ein einziges Eisfeld verwandelt. Noch etwas, was er jetzt nicht gebrauchen konnte. Und das zweite Telefonat hatte ihn mehr überrascht als alles andere an diesem Tag. Und noch mehr als dies ärgerte es ihn. Er durfte sich zwar nicht von Gefühlen leiten und in eine Sache nicht so hineinsteigern lassen, dass er von Ärger oder gar Hass geleitet wurde; das Aufkommen dieser Gefühle aber konnte er nicht so schnell und nicht so vollständig wie sonst verdrängen.

Karem, der örtliche Einsatzleiter der Spezialeinheit, die am „Eingang“ nach der Ursache des Kontaktabbruchs suchen sollte, hatte sich gemeldet: Alle acht Diensthabenden am „Eingang“ seien furchtbar verstümmelt, berichtete er; einigen seien die Gliedmaßen abgetrennt worden, andere wiesen mehrere Bissspuren auf; wieder andere hätten Verletzungen, die aussähen, als stammten sie von Messern oder von sehr scharfen Krallen. Eines aber hatten alle Männer gemeinsam: Sie alle waren tot. Aus keiner der Waffen, darunter Maschinenpistolen und großkalibrige Gewehre, war auch nur ein einziger Schuss abgegeben worden. Das nun verwunderte Don noch mehr. Sie alle waren gut ausgebildete Leute gewesen; wohlgemerkt: waren. Don hatte den Auftrag erteilt, das Gebäude um den „Eingang“ herum vorläufig zu versiegeln. Er fragte sich, was dort vor sich gegangen sein mochte; und er würde es wohl auch bald erfahren, da dort alle Räume mit Kameras überwacht wurden.

Jetzt mussten noch mehr Ausreden erfunden werden, um diese Leichen eines natürlichen Todes der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Aber das war nicht seine Aufgabe. Er war nicht in dem Projekt, um Ausreden zu erfinden, sondern um andere Dinge wieder geradezubiegen.

Trotzdem liefen sie jetzt auch noch Gefahr, dass Neugierige das Gebäude um den „Eingang“ interessant fanden. Und das wäre ebenfalls sehr schlecht. Die Dinge überschlugen sich. Er spielte gegen die Zeit. Er musste so schnell wie möglich das Mädchen finden. Und er musste in Erfahrung bringen, was bei dem Gebäude schiefgelaufen war.

Don betätigte die Fernbedienung der Zentralverriegelung. Er öffnete die Fahrertür und setzte sich hinter das Steuer. Er betätigte die Zündung und – nichts. Er betätigte die Zündung noch einmal und – wieder nichts. Das durfte doch nicht wahr sein! Jetzt setzte auch noch sein Wagen aus! Das Schicksal schien ihm in den letzten paar Stunden nicht wirklich wohlgesonnen zu sein.

Kordales stieg wieder aus dem Wagen, schloss die Fahrertür, drehte den Zündschlüssel aus dem Ringverbinder und legte ihn auf den linken Vorderreifen. Während er durch den immer stärker werdenden Regen zurück in Richtung Wohngebiet ging, wählte er auf seinem Handy die Nummer des ADAC und erklärte ihnen, als die Verbindung zustandekam, wo sich sein Wagen und sein Schlüssel befanden. Er gab ihnen die Nummer der Zentrale durch, die ihn dann über eine fangschaltungssichere Leitung zu seinem Handy verbinden würde.

Jetzt konnte er in dem immer stärker werdenden Sturm ohne Auto vor der Mietwohnung von Thomas Schwarz nur darauf warten, dass die beiden von ihm angeforderten Männer zu seiner Unterstützung kamen.

Es lief nicht gut für ihn. Es bedurfte zwar viel mehr, um Don Kordales aus der Fassung zu bringen, solch kleinen Stimmungsschwankungen und Verägerungen maß er jedoch schon eine große Bedeutung bei.

Das war nicht gut. Das war ganz und gar nicht gut.

Paul Vinel war sehr erfreut, dass er bei dem jetzt einsetzenden Sturm noch einmal rausmusste. Er hatte einen Anruf erhalten, der den Fund einer Jungenleiche und der Leiche eines Mannes mittleren Alters meldete. Dies bedeutete erstens einen weiteren verrückten gottlosen Straffälligen da draußen; zweitens konnte er sich nun wohl nicht mehr persönlich um die Grabschändung kümmern, sondern musste den Fall an seinen Kollegen Deswin abgeben; und drittens würde er wahrscheinlich bei dem Sauwetter dort draußen auch noch bis auf die Knochen naß.

„Schatz, weißt du schon, wann ungefähr du wieder da sein wirst?“, fragte Ursula Vinel, seine seit 27 Jahren ihm treue Ehefrau.

„Nein, das kann ich dir leider nicht sagen. Ich habe wenig Einzelheiten am Telefon erfahren. Wahrscheinlich wird es sich aber schon noch etwas hinziehen. Warte nicht auf mich mit dem Zubettgehen. Ich werde wahrscheinlich auch noch zur Polizeistation fahren, um einiges für morgen vorzubereiten.“

„Na gut. Ich liebe dich.“

„Ich liebe dich auch“, sagte er, streifte seinen Regenmantel über und ging aus dem Haus.

So eine verdammte Scheiße! Es goss aus allen Löchern, und der Wind fegte auch schon ganz ordentlich. Ein Gewitter drohte ebenfalls über sie hinwegzuziehen. Na, das passte ja alles zusammen! Paul hatte nicht vor, noch einmal ins Büro zu fahren. Es gab dort nichts vorzubereiten. Und selbst wenn, hätte er keine Lust dazu gehabt. Er hatte vielmehr Lust, sich nach der Besichtigung des Tatorts und der Leichen noch einmal bei der gottlosen Straßenhure blicken zu lassen und die erneute Aufwallung von Wut zu bekämpfen. Paul setzte sich in sein Auto und fuhr zum Tatort. Als er etwa zwanzig Minuten später dort ankam, erwartete ihn schon ein Polizist, der ihn über die schon herausgefundenen Details aufklärte.

„Also, wir haben hier einen Jungen mit zwei Kugeln im Bauch, zirka 15 oder 16 Jahre alt, und einen männlichen Weißen so Mitte dreißig.“

„Einen männlichen Weißen“, wiederholte Paul halblaut vor sich hin, „fangen wir jetzt an wie in einem schlechten Ami-Film?“

„Beide waren dort hinten hinter den Busch gelegt worden“, sagte der Polizist. „Die junge Frau dort hinten, die ihren Hund ausführen wollte, hat die beiden gefunden. Sie sagt, ihr Hund habe dort rumgeschnüffelt, und als sie nachschaute, habe sie die beiden Leichen entdeckt. Also die beiden Toten, mein ich.“

Paul sah den jungen Polizisten an und fragte sich, wie weit es gekommen sein musste, dass sie schon solche Hohlköpfe bei der Polizei einstellten. Dennoch hörte er sich den Bericht weiter an.

„Also, sie müßen so seit ... also der Leichenbeschauer meint, der Tod sei vor ungefähr, äh, 20 bis 28 Stunden eingetreten.“

Paul konnte nicht mehr an sich halten: „Sagen Sie mal, Sie nehmen keine Drogen oder irgendwelche Beruhigungspillen, oder?“

„Äh, nein. Äh, wieso, Herr Polizeihau...“. Paul war schon an dem jungen Sprachwunder vorbeigetreten, ohne eine Antwort abzuwarten, und schaute sich die beiden Leichen an. Der Mann wies Spuren eines Kampfes auf, eine gebrochene Nase und einen ausgekugelten Arm, während der Junge abgesehen von den beiden Löchern im Bauch, keinerlei Verletzungen erlitten hatte. Der Ältere war mit einer Kugel in den Kopf getötet worden. Falls es hier irgendwelche Beweismittel gegeben hatte, so hatte sie entweder der Hund oder der einsetzende Sturm schon vernichtet. Paul gab dennoch

wie gewohnt seine Anweisungen, ließ die beiden Leichen zur weiteren Untersuchung ins örtliche Krankenhaus bringen und machte sich nach erneutem Befragen der glücklichen Finderin auf den Rückweg in die Stadt, um einem kleinen Junkie noch einmal beizubringen, wie erbärmlich ihr Dasein doch war. Während er schon in seinem Wagen saß und sich darauf freute, den Willen des Herrn auszuführen, musste er einen weiteren unerfreulichen Gedanken beiseiteschieben: Die Mutter des toten Mädchens, dessen Grab geschändet worden war, würde spätestens morgen Nachmittag eintreffen. Diese Frau war einfach nicht von ihrem Vorhaben abzubringen. Er mochte sie nicht. Er hatte sie zwar noch nie zu Gesicht bekommen, aber nach allem, was man über sie hörte, ging ihr der Tod ihrer Tochter vor einem Jahr am Arsch vorbei. Lieber kümmerte sie sich darum, dass noch mehr anstößige Kleider auf den Markt gebracht wurden. Als ob es davon nicht schon genug auf der Welt gegeben hätte. Und nach Paris war sie mit Sicherheit nur deshalb umgezogen, um dort als Edelhure zu arbeiten. Nein, er mochte sie nicht. Er freute sich nicht auf ihren Besuch. Es ärgerte ihn. Es ärgerte ihn sehr. Er hasste diese gottlosen Käfer! Diese sündigen kleinen Bastarde, die nichts Besseres vorhatten, als ihn bei der Ausübung seiner Pflicht und bei der Ausübung Gottes Willen auf Erden zu behindern. Er brauchte jetzt unbedingt ein Ventil. Und auf dem Weg zu genau diesem Ventil war er nun.

Er träumte von einem Park. Er sah zurechtgestutzte Hecken. Er sah Bäume. Kaum Menschen. Er sah einen Jungen. Der Junge lag tot auf dem Gehweg. Erschossen. Sein für diese Übergabe zugewiesener „Partner“ drehte sich zu ihm herum.

„Hast du einen Knall?“, fragte er ihn.

„Hast du ein Problem damit?“, fragte sein Gegenüber und richtete die Pistole auf ihn. Er erkannte ganz deutlich die Absicht dieses Psychopathen. Er wollte ihn ebenfalls über den Haufen schießen, sich die Beute schnappen und abhauen. Während er mit der Linken seine Waffe zog, rammte er seine Rechte gegen die Nase seines Gegenübers, um ihn kampfunfähig zu machen. Der Kerl ließ, überrumpelt von dem Angriff, seine Pistole fallen, beugte sich aber unmittelbar danach wieder, um die Waffe erneut auf ihn zu richten. Tom setzte noch einmal nach, und als er bemerkte, dass er mit Schlägen nicht mehr viel ausrichten konnte, schoss er ihm direkt in den Kopf. Der platzte fast schon von der Wucht des Geschosses. Er lief zu dem Jungen, der, getroffen von zwei Geschossen und noch immer aus den Einschusslöchern blutend, auf der Erde lag. Er flehte ihn an, er möge nicht sterben. Der Junge erwiderte ihm, dass er schon vor einem Jahr gestorben sei, und er sah, dass er sich über ein Mädchen mit einem schmutzigen Kleid gebeugt hatte. Er blickte auf und bemerkte, dass er sich auf dem Friedhof befand. Es war kalt. Es war sehr kalt auf seiner Stirn; und sie schmerzte.

Thomas Schwarz erwachte langsam. Er fühlte einen feuchten Lappen auf seiner Stirn und bemerkte, dass der Schmerz auf seiner Stirn von einer stattlichen Beule herrührte. Er stöhnte. Tom schlug langsam die Augen auf. Er lag ausgestreckt auf seiner Couch. Neben ihm stand, über ihn gebeugt und mit einem Waschlappen bewaffnet, das Mädchen. Wie hieß sie noch gleich? Ach ja: Christine Parsto.

Sie tupfte ihm behutsam die Stirn ab. Sie trug noch immer seinen für sie zu großen Bademantel. Was aber hätte sie sonst anziehen sollen?! dachte er und erinnerte sich an das einzige Kleidungsstück, das sie offensichtlich noch besaß: den schmutzigen zerrissenen Lumpen, der einmal ihr Totenkleid gewesen war. Ihr Totenkleid ...

„Oh, was ist passiert? Wie geht es dir?“

„Mir geht es den Umständen entsprechend ...“, brachte sie hervor. „Und dir? Tut dein Kopf noch weh?“ Sie sah ihn an. Frisch gebadet, mit einem unschuldigen Blick ihrer braunen Augen, die unter ihren in die Stirn gefallen ebenfalls braunen Locken hervorlugten und aus ihr ein sehr hübsches Mädchen machten.

„Ein wenig. Aber wer ...?“

„Ich war das.“

Tom richtete sich auf. Erst jetzt, beim Abstützen auf der Couch, bemerkte er, dass seine rechte Hand viel stärker schmerzte als sein Kopf. Jetzt erinnerte er sich wieder, dass er niedergeschlagen wurde, als er seine Wohnung betreten wollte.

„Toll! Vielen Dank! Wieso schlägst Du mich zuerst nieder und betupfst mich dann mit einem Tuch? Erinnerst Du Dich, das hier ist meine Wohnung! Ich habe ein Recht darauf, hier ein- und auszugehen!“

„Ich weiß. Ich wusste ja nicht, dass Du das bist.“

„Was heißt hier DASS ICH DAS BIN?! Ich bin der Einzige, der einen Schlüssel zu dieser Wohnung hier hat.“ Tom hatte sich mittlerweile aufgesetzt. Er schaute auf seine Armbanduhr. Es war kurz vor neun am Abend. „Übrigens, falls es Dich interessiert und falls Du noch immer bei Deiner Geschichte bleiben willst: Dein Name ist Christine Parsto.“

„Chrissie. Alle nennen mich Chris oder Chrissie.“

„Also kannst Du Dich inzwischen wieder an mehr erinnern als nur an die vergangen paar Stunden?“

„Ja. Kurz nachdem Du gegangen warst, ist mir alles wieder eingefallen. Und es dauerte ebenfalls nicht lange, bis es an der Tür läutete und zur gleichen Zeit das Telefon klingelte.“

Tom sah das Mädchen an. Sie war noch immer sehr blass, aber sie wirkte inzwischen gefasster. Noch immer etwas ängstlich, aber nicht mehr so unsicher.

„Hast Du geöffnet oder bist ans Telefon gegangen?“, fragte er sie.

„Nein, ich hatte zu viel Angst. Es kam alles auf einmal. Das Telefon, die Klingel und dazu noch ein Klopfen an der Tür. Ich hatte Angst. Und dann hörte ich, wie jemand meinen Namen rief. Ich meine: meinen vollständigen Namen. So wie Du ihn eben ausgesprochen hast, nur viel intensiver: Christine Parsto. Es kam von draußen. Aber irgendwie hatte ich das Gefühl, dass die Stimme in meinem Kopf war. Und als ich zum Fenster ging, um nach draußen zu schauen, stand da ein vermummter Mann. So wie ein Bettler. Er schaute hier herauf und starrte mich an. Ich war sicher, dass er mich anstarrte, obwohl ich sein Gesicht nicht sehen konnte. Und er rief mich. Er rief meinen Namen.“

Christine fing wieder an zu zittern. Diesmal wohl nicht vor Kälte, dachte Tom. Denn hier in seiner Wohnung war es angenehm warm, während draußen der Sturm toste.

„Ein Bettler“, hatte sie gesagt. Etwas daran kam ihm bekannt vor. Er erinnerte sich ganz schwach an eine verlumpte Gestalt. Aber jedesmal, wenn er den Gedanken greifen wollte, schien er ihm nur umso mehr zu entschwinden.

„Und wieso hast Du mich dann niedergeschlagen?“

„Ich wusste ja nicht, dass Du das warst. Hab ich doch schonmal gesagt.“

„Hat der Fremde denn versucht, hier einzudringen?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Wo ist er jetzt?“, fragte Tom.

„Weg. Er verschwand, und das Klingeln und Klopfen hörte auf, als jemand die Haustür aufschloss.“

„Dieser Jemand kann nur ich gewesen sein. Da draußen war keiner außer mir.“

„Ich weiß ja nicht, ob er noch auf der Straße war, aber er hat mich andauernd noch zu sich gerufen. Ich hab ihn ja auch nicht die ganze Zeit beobachtet. Ich hab ihn nur ungefähr ... hm, ich weiß nicht, wie lange ich ihn angesehen hab – aber nicht die ganze Zeit über, die Du weg warst.“

„Aber wenn er nicht versucht hat, hier einzudringen, dann hättest Du eigentlich wissen müssen, dass ich an der Tür bin, als Du einen Schlüssel gehört hast. Sonst hätte er Dich wohl nicht gerufen, sondern einfach geholt, meinst Du nicht?“

„Ja, das weiß ich jetzt auch. Aber da noch nicht. Da hatte ich Angst.“

„Und jetzt? Keine Angst mehr?“, fragte er sie in einem nicht ganz ernstesten Tonfall.

„Nein, jetzt bist Du ja da.“

Verblüfft sah Tom das Mädchen an. Hatte er da etwa so etwas wie Zuneigung herausgehört? Das konnte er nicht so ganz glauben. Gewöhnten sich kleine Mädchen so schnell an Fremde? fragte er sich. Hoffentlich nicht! Er wollte dem Mädchen zwar helfen, sich aber keinesfalls einen Weg in ihr Herz bahnen. Er konnte es sich nicht leisten, dass sich jemand um ihn sorgte, oder dass er sich um jemanden sorgen musste. Er lebte sein Leben so, wie es ihm gefiel, und wollte daran so bald auch nichts ändern. Dennoch war er jetzt neugierig. Sie hatte ihm erzählt, dass sie sich wieder erinnerte.

„Okay, dann lass mal hören, warum Du letztes Jahr gestorben bist! Ich hol mir ein Bier. Willst Du auch eins? War ein Scherz. Ich hab noch Saft da. Willst Du welchen?“

Das Mädchen nickte. Tom erhob sich von der Couch. Sein Kopf schmerzte noch immer ein wenig. Während er in die Küche ging, betrachtete er seine Hand. Die Knöchel des Zeige- und Mittelfingers waren dick angeschwollen und verfärbten sich schon zu einem Lilablau. Er öffnete und schloss seine Faust und verzog dabei unter Schmerzen das Gesicht. Die Kleine hatte ganz schön zugelangt. Aber wie es schien, war nichts gebrochen. Er öffnete den Kühlschrank, nahm eine Flasche Bier und eine Flasche Multivitaminsaft heraus und stellte sie auf den Küchentisch. Als er zwei Gläser aus dem Schrank nehmen wollte, glitt sein Blick ungläubig hinüber zu der Bratpfanne auf der Küchenablage. Die Pfanne war tatsächlich ein wenig eingedellt. Das bedeutete zweierlei: Das Mädchen hatte mit einer Kraft zugelangt, über die ein normales zwölfjähriges Kind, ganz gleich, ob Junge oder Mädchen, um der Emanzipation gerecht zu werden, wohl nicht verfügte. Und es hieß zweitens, dass Toms Knochen widerstandsfähiger waren, als er bisher angenommen hatte. Letzteres war durchwegs positiv; was das Erstere bedeuten mochte, darüber wollte er sich im Augenblick keine Gedanken machen. Als er mit den beiden gefüllten Gläsern zurück ins Wohnzimmer kam, begann Christine zu erzählen.

Der Sturm toste ungewöhnlich stark für diese Jahreszeit. Es goss in Strömen. Das vom Regen durchweichte Laub auf dem Asphalt wurde immer wieder von Windböen hochgewirbelt und klatschte gegen die Windschutzscheibe des roten VW Polo, der um kurz vor neun über die B41 fuhr. Es war nicht leicht für ihn, das Fahrzeug auf der nassen Fahrbahn in der Spur zu halten. Von dem strömenden Regen und den herumwirbelnden Blättern war seine Sicht so sehr beeinträchtigt, dass er den Wagen schließlich in eine Parkbucht lenken musste. Noch zwölf Kilometer, dachte er. Es hatte doch erheblich länger gedauert, als er sich das alles ausgemalt hatte. Er wollte schon längst in dem Dörfchen Sonnenbach sein; doch nun stand er mit laufendem Motor und auf Höchststufe geschaltetem Scheibenwischer in einer Parkbucht und kam nicht mehr voran. Nachdem er das Haus der Familie Bernhardt verlassen hatte, musste er sich erst einmal mit dem Wagen anfreunden. Ein Jahr in einem Grab lässt einen das Autofahren doch schneller vergessen, als es einem lieb ist. Nachdem er es schließlich geschafft hatte, unbeschadet mit dem Fahrzeug aus dem Dorf zu kommen, stellte er fest, dass der Tank fast leer war. Er ärgerte sich darüber. Das bedeutete, dass er mit noch weiteren Personen Kontakt bekommen würde. Er hatte eigentlich vorgehabt, sich als allererstes seinem Mädchen zu widmen. Nun gut, was er mit den Bernhards angestellt hatte, war zu entschuldigen. Um die Entfernung zwischen sich und seinem Mädchen rasch zu verringern, brauchte er einen fahrbaren Untersatz. Also lag es nahe, sich das erstbeste Fahrzeug zu schnappen, und dieses stand nunmal in der Garage der Bernhards. Um an den Schlüssel zu kommen, musste er in ihr Haus eindringen. Da Herr Bernhardt nicht gewillt war, ihm den Schlüssel auszuhändigen – von sauberer Kleidung ganz zu schweigen –, musste er ihn sich eben nehmen, was nunmal die Ermordung des Herren und seiner Gattin bedeutete. Natürlich hätte er sie einfach erstechen, erwürgen oder sonstwie ins Jenseits befördern können, aber er hatte viel zu viel Spaß am Töten. Unspektakuläre Morde aber waren nichts für ihn. Jeder Akt der Gewalt, jeder seiner Morde musste für ihn etwas Besonderes darstellen. So war es vor einem Jahr fast zu Ende gegangen, und so würde es jetzt weitergehen. Dann musste die Kleine auf ihr Schicksal eben noch ein wenig warten. Und so kam es, dass er die außerhalb des Dorfes gelegene Tankstelle aufsuchte, den Wagen volltankte und den fast schon zu einem kleinen Supermarkt angewachsenen Verkaufsraum der Tankstelle betrat. Der Kassierer war ebenso unwillig, etwas ohne Bezahlung und ohne Widerworte herzugeben, wie Herr Bernhardt. Also schlug er ihn erst einmal bewusstlos. Nach einigem Suchen fand er die Schlüssel der Tankstelle. Gerade wollte er absperren, als die junge Blondine mit ihrem Polo vorgefahren kam. Ihr zuliebe ließ er die Tankstelle noch geöffnet und sperrte erst ab, nachdem er sie eingelassen und ebenfalls bewusstlos geschlagen hatte. Dann schaltete er das Licht in der Tankstelle aus und begab sich, den bewusstlosen Kassierer an den Haaren hinter sich herschleifend, in den hinteren Raum der Tankstelle, der von außen nur durch ein sehr hoch gelegenes Fenster einzusehen war. Es bedurfte einer nicht gerade geringen Zeitspanne, sein Werk an dem Kassierer zu vollbringen, aber es würde sich sicher lohnen. Dass die Tür zum Hinterraum aus feuerfestem Metall bestand, gereichte ihm nur zum Vorteil, da hierdurch ausgeschlossen war, dass jemand, aus welchem Grund auch immer, die Tür eintrat. Somit war gewährleistet, dass die Tür nach außen aufgezogen werden musste, wer auch immer hier als Erster eintreten würde. Ob der Kassierer dann noch lebte oder ob er schon tot war, kümmerte ihn nicht. Auf jeden Fall würde er tot sein, sobald die Tür aufgezogen war. Daran bestand kein Zweifel. Da

er, ohne die Tür jetzt schon zu öffnen, den Raum nicht verlassen konnte, kletterte er durch das kleine hochgelegene Fenster nach draußen und bog um die Ecke, um wieder zur Vorderseite der Tankstelle zu gelangen. Er sah gerade noch, wie ein weiteres Fahrzeug davonfuhr. Früher oder später würde jemand die Polizei benachrichtigen. Entweder ein übervorsichtiger und misstrauischer Kunde, der über die Öffnungszeiten dieser Tankstelle Bescheid wusste, oder die Nachtschicht, falls es soetwas hier gab. Jedenfalls wurde es jetzt Zeit, hier zu verschwinden. Er hatte schon genug Zeit vergeudet. Seine Orientierung hatte sich ebenfalls noch nicht sehr gut wieder hergestellt, weshalb er wohl nicht auf direktem Weg nach Sonnenbach gelangen würde. Dies würde ihn weitere Zeit kosten. Er schloss also die Tankstelle mit dem Schlüssel wieder auf und ging hinein. Nachdem er die am Boden liegende Blondine gefesselt und geknebelt hatte, trug er sie zu ihrem Polo und sperrte sie in den Kofferraum. Den silbernen Kombi fuhr er um die Ecke der Tankstelle, parkte ihn dort und warf die Schlüssel in das noch offenstehende Fenster des Hinterraums. Er horchte kurz, vernahm aber keinen Schrei aus dem Inneren. Entweder hatte er den Kassierer nicht getroffen oder er war noch immer bewusstlos. Wie dem auch sein mochte, er sperrte die Tankstelle ab und setzte sich mit dem Polo und dessen Besitzerin im Heck in Richtung Sonnenbach in Bewegung. Nachdem er sich durch den immer stärker werdenden Regen bis hierher durchgekämpft hatte und den Schildern zufolge der Ort noch ungefähr zwölf Kilometer entfernt war, blieb ihm nichts anderes übrig, als zu Fuß weiterzugehen oder zu warten, bis die Sicht wieder einigermaßen klarer wurde, um die letzten Kilometer zurückzulegen. Er beschloss, sich ein wenig mit der Blondine zu beschäftigen. Entweder war der Sturm danach etwas abgeklungen oder er konnte dann noch immer zu Fuß weitergehen.

Don saß um kurz nach 21 Uhr in seinem Wagen gegenüber der Mietwohnung von Thomas Schwarz. Draußen tobte der Sturm, und Blitze fuhren immer wieder durch die dunkle Nacht, gefolgt von heftigen Donnerschlägen. Das Gewitter schien jetzt genau über ihnen zu sein.

Der ADAC war schneller mit seiner Arbeit fertig gewesen, als die von ihm angeforderte Verstärkung brauchte, um hier einzutreffen.

Es stimmte ihn etwas besser, jetzt im Inneren des Wagens zu sitzen, als draußen in diesem Sturm zu sein. Dennoch waren seine Kleider durchnäßt, da er sich doch lange genug im Freien aufgehalten hatte. Er machte sich keine Sorgen wegen einer Erkältung oder dergleichen, jedoch war er noch immer ein Mensch und konnte gut und gerne darauf verzichten, von seiner fast schon übermenschlichen

Widerstandskraft Gebrauch zu machen, wenn es darauf ankam, bei solchen Temperaturen in einem Sturm draußen ungeschützt ein Haus zu überwachen.

Er schaute hinauf zu der Wohnung, in der noch Licht durch die halbgeschlossenen Rolläden schimmerte. Aber selbst wenn die Rolläden ganz geöffnet gewesen wären, hätte er nichts erkennen können, da der Regen ihm den Einblick nicht gewährte.

Er hatte erfahren, dass Thomas Schwarz 32 Jahre alt war. Er war gelernter KFZ-Mechaniker, absolvierte danach 4 Jahre bei der Bundeswehr als Zeitsoldat und war nach mehreren wechselnden Tätigkeiten seit eineinhalb Jahren arbeitslos gemeldet. Aus vertraulichen Akten ging hervor, dass er im Verdacht stand, mit den Triden Geschäfte zu machen oder für sie zu arbeiten.

Die Triden waren ein kleines Verbrechersyndikat, dessen Oberhaupt Jennifer Triden war. Sie stand im Verdacht, eine der größten Drogen- und Waffenhändlerinnen der Gegend zu sein. Jedoch hatte man bisher keine stichhaltigen Beweise gegen sie vorbringen können. Zwar war sie in den vergangenen Jahren mehrmals in Gewahrsam genommen, jedoch jedesmal wieder auf freien Fuß gesetzt worden, da die eigentliche Arbeit, das Handeln, die Übergaben und das Schmuggeln der verschiedenen Waren mehrere Männer und Frauen für sie übernahmen und die Kontakte zu ihr nie nachgewiesen werden konnten. Wenn einmal einer ihrer „Angestellten“ hochgenommen wurde, war sie zwar nach wie vor noch nicht hinter Gittern, wurde aber stetig von einer Sonderkommission der Polizei überwacht. Man hatte außerdem verschiedene Beweise dafür gesammelt, dass Thomas Schwarz für sie arbeitete.

Nach und nach bürgerte es sich dann ein, diesen ganzen Haufen von Gesetzesbrechern schlicht und einfach „Triden“ zu nennen. Es war jedoch ein sehr gut organisierter Haufen, und daher waren im Zusammenhang mit diesen sogenannten Triden bisher auch nur drei Verhaftungen vorgenommen worden, die auch tatsächlich zu einer Verurteilung führten. Aus den Verurteilten wurde jedoch kein Geständnis herausgeholt, das genügend Belastungsmaterial auch gegen die anderen Mitglieder gebracht hätte. Die Urteile konnten nur gefällt werden, weil diese Leute auf frischer Tat ertappt worden waren.

Die sonstigen Aktionen der Frau Triden waren so gut geplant, dass man nie wusste, wann und wo ein Deal über den Tisch ging. Es waren auch zu viele verschiedene Leute, die angeblich im Verdacht standen, für sie zu arbeiten, zu viele, als dass man sie allesamt tagtäglich hätten überwacht werden können.

Wenn die Sonderkommission sich dazu entschlossen hatte, jemanden zu überwachen, kam es auch vor, dass diese Person plötzlich monatelang nichts mehr tat, was ihr auch nur im geringsten hätte zur Last gelegt werden können. Sogar wenn die überwachte

Person dann über die Straße ging, blickte sie mehrmals nach links und rechts, um ja nichts Ungesetzliches zu tun.

Die Polizei hegte den Verdacht, dass diese Triden mit mehr technischen Mitteln und mehr Informationen ausgerüstet waren als sie selbst.

So kam es, dass Thomas Schwarz zwar im Verdacht stand, für sie zu arbeiten und Geschäfte mit ihr zu machen, dass er aber nicht überwacht wurde.

Ab jetzt schon! dachte sich Don Kordales.

Er wäre schon längst in seine Wohnung zurückgekehrt, um sich davon zu überzeugen, dass das Mädchen sich nicht dort befand, wäre er nicht der Auffassung gewesen, es sei besser, sich hier so wenigen Menschen wie möglich zu zeigen. Sicher hatte ihn dieser Thomas Schwarz schon am Friedhof und am Grab gesehen; jetzt jedoch wollte er darauf warten, dass die Verstärkung hier eintraf. Die konnten sich dann Zutritt zu seiner Wohnung beschaffen und sie inspizieren.

Sein Handy klingelte.

Don nahm es aus der Innentasche seines Mantels und drückte auf die Annahmetaste. „Ich höre!“

„Winter hier. Hören Sie, wir haben ein Problem am Hals. Wir haben den gesuchten Opel Astra der Bernhardts vor zehn Minuten an einer Tankstelle gefunden. Er war abgeschlossen. Die Tankstelle ebenfalls, obwohl die Öffnungszeiten besagten, dass sie bis 24 Uhr geöffnet haben. Wir haben uns Zutritt verschafft. Als ich dann die Tür zum Hinterraum aufzog, hörte ich einen gellenden Schrei. Ich ließ zuerst die Tür wieder los, um meine Waffe zu ziehen. Dann verstummte der Schrei, und als ich die Tür wieder aufzog, sah ich die Leiche des Kassierers vor mir liegen.“

„Okay, aber wo liegt das Problem? Wir waren darauf vorbereitet, noch mehr Leichen vorzufinden. Lassen Sie ihn liegen und machen sich weiter auf die Suche.“

„Ich glaube, ich kann ihn nicht so einfach liegen lassen, da ich ihn jetzt auf dem Gewissen hab.“

„Wie meinen Sie das?“

„Dieser Verrückte hat durch einen komplizierten Mechanismus ein Seil mit der Tür verbunden, das durch ein kleines Loch in der Bauchdecke des Kassierers eine Darmschlinge umfasste. Als ich die Tür aufzog, hab ich ihn buchstäblich ausgeweidet. Verstehen Sie? Ich kann jetzt nicht mehr so einfach von hier verschwinden.“

Don grübelte. Dieser Psychopath war wirklich verrückter und wahrscheinlich auch gefährlicher, als alles, was er bisher kennengelernt hatte. Und nun wurde Winter auch noch bei seiner Arbeit verhindert. Er konnte Winter keine Vorwürfe machen. Er hatte es nicht ahnen können.

„Okay, verständigen Sie die Polizei und klären Sie alles Notwendige mit denen.

Larbach soll sich sofort ein Taxi nehmen und hierher kommen. Die Polizei braucht nichts davon zu wissen, dass er mit dabei war. Wenn Sie alles geklärt haben, rufen Sie mich wieder an. Larbach erfährt über die Zentrale, wo mein Aufenthaltsort ist.“

Winter wiederholte die Anweisungen und legte dann auf.

ER war auf dem Weg hierher. Da war er sich sicher. Vielleicht tauchte er ja schon auf, bevor er das Mädchen gefunden hatte; vielleicht erspürte er sie mit irgendwelchen Sinnen. Don zweifelte immer weniger daran, dass hier alles möglich war.

Er schaute auf die Uhr. Wo blieb die Verstärkung? Er hatte keine Zeit mehr. Er musste sich jetzt auf die Suche nach dem Mädchen machen. Mit der Polizei reden, ob irgendwelche Spuren gefunden worden waren. Er konnte seine Zeit jetzt nicht noch länger mit der Überwachung dieser Wohnung vergeuden.

Da endlich kam ein Wagen um die Ecke gebogen und hielt hinter seinem an. Ein Mann stieg aus und lief zu seiner Beifahrertür. Don blickte hinaus und sah den

Ausweis, den der Fremde ans Fenster hielt. Dieser Sonderausweis gab den Mann als Mark Strack zu erkennen. Don öffnete ihm die Beifahrertür, und Strack stieg zu ihm in den Wagen.

„Guten Abend“, begrüßte er ihn.

Kordales klärte ihn kurz und knapp darüber auf, was er hier zu tun hatte, und gab ihm seine Handynummer. Er machte ihm noch einmal deutlich, wie wichtig sein Auftrag hier war, und klärte ihn mit Nachdruck darüber auf, dass jede Veränderung der Lage sofort an ihn zu melden war. Daraufhin ließ er sich den Auftrag wiederholen und entließ den Mann.

Endlich konnte Don Kordales sich auf den Weg zur örtlichen Polizeibehörde machen, um nach den Spuren des Mädchens zu suchen. Er hatte seine Meinung kurzfristig geändert und beschlossen, mit der Durchsuchung von Thomas Schwarz' Wohnung abzuwarten, bis er mit der Polizei gesprochen hatte. Dort würde er erstens erfahren, ob es überhaupt nötig war, dessen Wohnung zu durchsuchen, und ob es schon eine deutlichere Spur von dem Mädchen gab. Vielleicht war sie ja sogar schon irgendwo aufgetaucht und der Polizei gemeldet worden. Aber das wäre wahrscheinlich wieder einmal etwas zu viel des Guten, dachte sich Don. Zweitens würde er der Polizei klar machen, in wessen Auftrag er arbeitete und in welche Position ihn das brachte. Dann wären alle Verhältnisse geklärt, er wäre sich der Unterstützung der örtlichen Polizei sicher und könnte dann auch ein wenig offizieller die Wohnung dieses Herrn Schwarz durchsuchen lassen. Was wiederum bedeutete, weniger Aufsehen zu erregen.

Also hatte er Mark Strack angewiesen, auf seinen Anruf zu warten und erst dann mit der Durchsuchung zu beginnen. Wahrscheinlich aber würde er damit doch noch bis zum Morgengrauen warten. Falls sich das Mädchen doch bei ihm befand, was er für fast ausgeschlossen hielt, würde sie sich morgen früh noch immer dort befinden.

Don startete seinen Wagen und fuhr los. Die örtliche Polizeibehörde hatte ihren Sitz ebenfalls in Sonnenbach, aber in einem entfernteren Teil. Während er durch das Dorf fuhr und, sich an den Hinweisschildern orientierend, den Weg zur Station suchte, dachte er über die Vergangenheit nach.

Donald Kordales war 39 Jahre alt. Er war in einer ganz normalen Familie aufgewachsen. Sein Vater, Ronald Kordales, war spanischer Abstammung. Er lebte noch mit seiner Frau Theresa auf einem Landsitz in Schleswig-Holstein. Zu seinen Eltern hatte er nicht mehr viel Kontakt. Ab und zu, wenn die Zeit es zuließ, stattete er ihnen einen kurzen Besuch ab. Seine beiden Brüder hatte er schon seit längerem nicht mehr zu Gesicht bekommen. Seit er mit 22 sein Physikstudium abgeschlossen und den Wehrdienst angetreten hatte, war fast jeglicher Kontakt zu ihnen abgebrochen. Er sah sie nur noch gelegentlich bei Familienfesten oder zu Weihnachten, wenn die Familie gemeinsam feierte.

Während seiner Wehrdienstzeit hatte er sich zu einem hervorragenden Soldaten entwickelt und das Angebot erhalten, Soldat auf Zeit zu werden und die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Diesem Angebot kam er nach und wechselte schon zwei Jahre später zu den KSK-Elitetruppen der Bundeswehr. Dort durchlief er eine dreijährige Ausbildung. Nach einem Jahr bekam er das Angebot, bei einer etwas geheimen Spezialeinheit zu arbeiten. Diese Spezialeinheit hatte keinen Namen, da es sie offiziell gar nicht gab. Ihr wurden alle Aufträge zugewiesen, die nicht an die Öffentlichkeit gelangen sollten. Sicherlich waren dies manchmal auch Aufträge, die bei weitem nicht so spannend oder actiongeladen waren wie die bei den KSK. Diese Arbeit jedoch wurde besser bezahlt, es gab dort die neueste technische Ausrüstung und viel mehr Einfluss. Nur die obersten Chefetagen der Polizei, der Bundeswehr oder sonstiger staatlicher Einrichtungen wussten etwas über diese Spezialeinheit. Und

diese auch nur so viel, dass sie, wenn beispielsweise ein Telefonat bei einem kleineren Polizeidezernat einging und nach den Befugnissen des jeweiligen Beamten gefragt wurde, die klare Anweisung erhielten, dem Mitarbeiter unaufgefordert jedwede Unterstützung zu gewähren. Damit war gewährleistet, dass Don sich jede staatliche Einrichtung, die gesamte Polizei und das Militär miteingeschlossen, zu Nutze machen konnte. Und davon würde er nun Gebrauch machen.

Don parkte seinen Wagen direkt auf dem Parkplatz der Polizeistation. Er stieg aus und ging die paar Stufen hinauf, um in das Gebäude zu gelangen. Drinnen waren nur noch zwei Beamte tätig. Dies empfand Don als normal, da es eine verschlafene Gegend war und dies hier auch nur eine kleinere Zweigstelle des Polizeiamtes der nächstgelegenen Stadt darstellte.

Don Kordales stellte sich dem wachhabenden Beamten vor und bat ihn, sich bei der Zentrale nach seiner Zuständigkeit und Befugnis zu erkundigen. Er reichte ihm eine Karte, auf der die Telefonnummer dazu aufgedruckt stand.

Nach kurzem Zögern und einem misstrauischen Blickwechsel, wie Don ihn schon gewohnt war, wenn er das erste Mal irgendwo auftauchte, nahm der diensthabende Beamte die Karte und wählte die Nummer.

Das Telefonat dauerte nicht lange, und dem jungen Polizisten war nun klar, dass er jeglicher Anweisung, die Don ihm gab, unmittelbar zu folgen hatte.

„Als Erstes benötige ich die Akten über den heute Morgen gemeldeten Vorfall auf dem Friedhof von Sonnenbach. Danach beordern Sie Kommissar Vinel hierher, der diesen Vorfall meines Wissens bearbeitet.“

„Äh, Herr Kordales, das stimmt nicht mehr ganz. Herr Vinel arbeitete heute nur vorübergehend an diesem Fall. Ihm wurde ein Mordfall zugewiesen. Kommissar Deswin hat jetzt diesen Fall.“

Don dachte einen Moment lang nach. Nun, das würde wohl kaum eine grundlegende Änderung bedeuten. Aber er würde wie immer auf Nummer Sicher gehen und beide Beamte befragen.

„Nun gut, dann holen Sie mir beide hierher. Geben Sie beiden direkt die Nummer der Karte durch, damit sie sich selbst davon überzeugen können, ob ich dazu befugt bin, sie hier erscheinen zu lassen.“

„Gut, werde ich machen“, sagte der junge Beamte, setzte sich mit leicht zitternden Knien an seinen Schreibtisch und suchte die Nummern der beiden Kommissare heraus.

Seine Kollegin hatte inzwischen schon die Akte und überreichte sie Don Kordales. Sie sah ihn ehrfürchtig an. Ihm entging dabei nicht, dass sie ihn nicht nur wegen seines Status' so anblickte. Wie sehr viele andere junge Frauen sah sie in ihm auch den hochgewachsenen breitschultrigen Mann, der, trotz einiger Narben in seinem Gesicht, noch sehr jung aussah für seine 39 Jahre. Er hatte eine gewisse Anziehungskraft auf junge Frauen. Trotz seines schweren schwarzen Mantels sah man ihm an, dass er nicht gerade schmal gebaut war. Noch dazu strahlte er eine große Autorität aus, die ihn auch dann ausgezeichnet hätte, wenn er nur halb so groß und breit gewesen wäre. Jedoch war kein bisschen Arroganz an ihm auszumachen, was recht selten von solch einem Mann in seiner Position gesagt werden konnte. Und gerade das gab dem weiblichen Geschlecht wohl noch mehr Grund, ihn anzuhimmeln. Don ignorierte es, so gut er konnte. Sicher war er kein Mann ohne sexuelle Bedürfnisse. Ab und zu hatte er auch schon einmal ein Verhältnis mit einer Frau. Jedoch hütete er sich davor, etwas Langfristiges oder Festes einzugehen. Eine feste Bindung konnte er bei seiner Arbeit nicht gebrauchen. Daher beendete er Verhältnisse stets schnell genug, um so etwas wie eine Beziehung gar nicht erst daraus entstehen zu lassen.

Er nahm die Akte entgegen und wollte sich gerade umdrehen, um sie auf einem der Stühle vor der Theke durchzusehen, als ihn die junge Beamtin fragte, ob er einen Kaffee wolle. Don lehnte dankend ab, was dazu führte, dass diese junge Frau auch noch die höflich-charmante Ader an ihm entdeckte. Don lauschte, während er langsam die Akten durchsah, wie sich der junge Beamte am Telefon abmühte, die beiden Kommissare um diese Uhrzeit dazu zu bewegen, sich hier blicken zu lassen. Der arme Kerl musste sich wahrscheinlich sehr viele Beschimpfungen und Verfluchungen am Telefon anhören. Die beiden störrischen Kommissare würden ihre Meinung über den unverfrorenen Beamten am Telefon jedoch sehr schnell ändern, sobald sie sich erst einmal dazu durchgerungen hätten, die besagte Nummer zu wählen.

Manchmal musste die Zentrale schon mit einer fristlosen Beendigung ihres Beamtendaseins drohen, bis sich manche Herren dazu durchrangen, Dons Anweisungen hinzunehmen. Bisher waren noch alle dazu bewegt worden, ihm zu helfen. Auch ohne Androhung von Haftstrafen, zu deren Verhängung die Zentrale aber durchaus ebenfalls befugt war. Dieses Druckmittel wurde aber nur im äußersten Falle angewandt, da man die unter Druck gesetzten Männer und Frauen ja noch für gewisse Tätigkeiten brauchte und sie zu einer 100-prozentigen Leistung nicht mehr willens waren, wenn man ihnen zu sehr auf die Pelle rückte. Man musste ihnen, soweit dies ging, noch einigermaßen das Gefühl belassen, sie handelten aus ihrem eigenen freien und guten Willen. Das reichte meist aus als Basis zu einer reibungslosen Zusammenarbeit.

Während Don sich die Akte ansah und auf die beiden Beamten wartete, der junge Polizist sich mit einigen skeptischen Seitenblicken hinüber zu dem dunkel gekleideten Mann wieder seiner normalen Tätigkeit zuwandte und die junge Polizistin sich mit eher bewundernden Blicken auf den großen Mann wieder ihrer normalen Tätigkeit hingab, zogen draußen der Sturm und das Gewitter langsam weiter.

Sie liefen durch den noch immer strömenden Regen und durch zahllose Hintergärten von Einfamilienhäusern. Das Gewitter und mit ihm auch der stark tosende Wind zog zwar weiter, jedoch öffnete der Himmel immer noch sämtliche Schleusen. Binnen weniger Minuten waren sie völlig durchnässt. Zwar spürte sie die Nässe und die Kälte; sie machten ihr aber nicht mehr so viel aus wie noch vor einem Jahr.

Einige dieser Gärten kannte sie. Allmählich erinnerte sie sich wieder an alles. Einige der Leute in diesen Häusern, die hier ihr alltägliches Familienglück lebten, kannte sie. Früher einmal lebte sie genauso. Okay, sie hatte nie einen Vater an ihrer Seite gehabt, ihre Mutter aber hatte stets dafür gesorgt, dass es ihr an nichts fehlte. Manchmal hatte sie einen Vater schon vermisst, besonders wenn sie nach Geburtstagsfeiern bei ihren Freunden und Freundinnen nach Hause kam und den ganzen Tag mit angesehen hatte, wie der Vater zum Beispiel das Fleisch grillte, mit den Jungs Fußball spielte oder Dinge tat, die ein Vater auf einer Kindergeburtstagsfeier eben so tat.

Und doch kam sie ganz damit zurecht, nur mit ihrer Mutter hier zu leben. Ihre Mutter liebte sie wirklich über alles, und sie liebte ihre Mutter ebenso sehr. Sie fragte sich, wie es ihr jetzt wohl ging, wo sie wohnte und wie sie ihren Tod vor einem Jahr verkraftet hatte.

Wahrscheinlich hatte sie sehr darunter gelitten, aber nicht aufgegeben. Dafür war sie stets eine zu starke Kämpferin gewesen. Sie war sicher gleich nach ihrem Tod und der Beerdigung umgezogen, da das Haus, in dem ihre Tochter aufgewachsen war, nun von einer anderen Familie bewohnt wurde, wie sie am Mittag dem Klingelschild hatte entnehmen können.

Sie konnte sich zwar nicht mehr an ihren Namen erinnern, fühlte aber doch, dass sie in dem Haus, auf dessen Stufen sie weinend gesessen hatte, als Tom sie fand, mehrere glückliche Jahre verbracht hatte. Der Name auf dem Klingelschild hingegen rief in ihr keinerlei Gefühle wach.

Das Haus sah, verglichen mit ihrer Erinnerung, jetzt sehr verändert aus. Ihre Mutter musste also schon etwas länger fort sein, denn eine solche Veränderung hätte sie ganz sicher nicht durchgeführt. Nein, das musste die neue Familie gewesen sein, die jetzt in ihrem früheren Zuhause lebte.

Während sie Tom ihre Vergangenheit schilderte, zweifelte dieser immer weniger an ihrer Geschichte. Und als sie schließlich von ihrer Entführung erzählte und nochmals ihr Todesdatum erwähnte und den Ort, an den sie gebracht wurde, klingelte es endlich auch bei ihm. Er erzählte ihr, dass ihr Bild damals überall im Fernsehen zu sehen war. Er erwähnte, dass sie zuerst als vermisst gemeldet wurde und dass die Kripo in den Medien bei der Suche nach ihr um Unterstützung bat. Und kurze Zeit später sei dann ihre Leiche gefunden und der Täter erschossen worden.

Er zweifelte jetzt nicht mehr an ihrer Auferstehung. Auf die Frage, warum sie sich denn erst nach einem Jahr entschlossen habe, aus ihrem Grab zu steigen, wusste auch sie keine Antwort.

Sie spürte, dass sie doch nicht so richtig zum Leben erweckt worden war. Etwas stimmte nicht mit ihr. Gut, ihr Herz schlug, sie atmete und sie konnte herumlaufen und sprechen, aber irgendwas war anders. Sie war nicht mehr dieselbe. Irgendwas hatte das, was auch immer sie wieder zum Leben erweckt hatte, mit ihr gemacht. Und irgendwie wurde sie das Gefühl nicht los, dass dieses Etwas noch in ihr war. Und dieses Etwas verlieh ihr, wie sie an den Schlägen mit der Pfanne gemerkt hatte und an ihrer Befreiung aus dem Sarg, Kräfte, die übermenschlich zu nennen waren.

Aber beide, sie und Tom, kamen einfach nicht dahinter, was dieses Etwas sein sollte. Während sie noch darüber spekulierten, was sie wohl aufgeweckt hatte, sprang Tom plötzlich mit einem besorgten Blick von der Couch auf und ging zu seinem Wohnzimmerschrank. Er holte ein seltsames Gerät hervor und erklärte ihr, es sei ein Nachtsichtgerät. Mit diesem Ding bewaffnet ging er zum Fenster, das zur Straße hin lag und durch welches Christine auch den verlumpten Mann beobachtet hatte.

„Dacht ichs mir doch“, sagte Tom, als er sich vom Fenster ab- und ihr wieder zuwandte. Tom erzählte ihr, während er eine nicht zu übergroße Jacke für sie auswählte, was er auf dem Friedhof gesehen hatte. Und jetzt hatte er denselben Kerl im Wagen gegenüber wieder gesehen, der mit einem anderen Kerl im Auto sprach. Tom sagte ihr, dass dieser zweite Kerl gerade aus dem Auto stieg und sich in das dahinterstehende Auto setzte. Er war der Ansicht, dass sie nun von den beiden Kerlen in dem zweiten Wagen überwacht wurden. Auch war er der Ansicht, dass sie besser aus seiner Wohnung verschwinden sollten.

Er hatte ihr die Jacke gegeben und dazu die kleinsten Turnschuhe, die er besaß; und er hatte versucht, diese so fest zu binden, dass die Schnürsenkel fast zerrissen waren.

Das feste Binden sorgte zwar dafür, dass sie nicht aus den Schuhen herausschlüpfte, konnte aber doch nicht verhindern, dass die Schuhe an ihren Fersen schlappten. Und dies bekam sie nun zu spüren, während sie, seine Hand haltend, hinter ihm herrannte.

Nachdem sie die Wohnung verlassen hatten, stiegen sie die Treppen zum Keller hinunter. Sie machten dabei kein Licht an. Der Keller war schon unheimlich im Dunkeln, aber sie hielten sich auch nicht lange dort auf.

Tom öffnete ein hochgelegenes Kellerfenster und schob Christine durch die Öffnung hinaus in den strömenden Regen. Er selbst hatte etwas Mühe, durch das Fenster zu krabbeln; er war zwar sportlich genug, um ohne Schwierigkeiten die Höhe zu erreichen, jedoch war das Fenster fast zu eng für die Ausmaße seines Körpers.

Nach einigem Ziehen und Wenden schaffte er es, und sie machten sich auf den Weg, die Gärten in der ihr vertrauten Nachbarschaft unsicher zu machen.

Während ihrer Lauferei hatte sie ihn gefragt, ob er eine Ahnung habe, was für Leute das seien, die da vor dem Haus Wache standen. Er hatte nur gemeint, er vermute irgendwelche Regierungstypen, da sich normale Polizisten so nicht verhalten würden. Und auf die Frage, wo sie denn nun hinlaufen würden, antwortete er nur mit einem knappen: „Zu einer Freundin.“

Tom war 32, hatte er ihr gesagt. In einem Alter, in dem er auch ihr Vater hätte sein können. Vielleicht, weil sie sich insgeheim nach einem Vater sehnte, hatte sie ihn schon jetzt in ihr Herz geschlossen. Vielleicht auch, weil er der erste und einzige Mensch war, dem sie nach ihrer Auferstehung begegnet war. Auf jeden Fall konnte sie ihn sehr gut leiden. Er war nicht allzu böse gewesen, als sie ihn niedergeschlagen hatte. Ansonsten war er ein Mann, der ihr, wäre sie ein paar Jahre älter gewesen, sicher gut gefallen hätte. Er war immer mit kleinen Späßchen bewaffnet, mit denen er sie von ihrer eigentlichen seltsamen Situation abzulenken vermochte.

Seit der Entdeckung der beiden Kerle vor dem Haus war er etwas wortkarg geworden. Das mochte aber daran liegen, dass er die Situation jetzt als ernst einstufte und keine Zeit mehr auf irgendwelche Scherze vergeuden wollte.

Nachdem sie einige Zeit über Zäune geklettert und über matschige Wiesen gerannt waren, bemerkte sie, dass Tom schneller atmete, was zwar angesichts der Strecke, die sie zurückgelegt und des Tempos, das sie angeschlagen hatten, nicht ganz verwunderlich war, aber eben doch angesichts der Tatsache, dass sie selber überhaupt keine Anstrengung verspürte und noch nicht einmal schneller atmen musste. Das

Einziges, was ihr zu schaffen machte, waren die für sie zu großen Schuhe. Die nervten sie ganz ordentlich.

Als sie nach einiger Zeit wieder zur Straße zurückgelangten und schon am Ortsausgang waren, blieb Tom stehen und nahm sein Handy aus der Jackentasche. Er betrachtete mit Skepsis den regenschweren dunklen Himmel und fragte sich wahrscheinlich gerade, ob der Regen wohl dem Handy schaden würde. Er drückte auf ein paar Knöpfchen und wartete, bis der gewählte Gesprächspartner abnahm.

„Ja, hallo, ich bin's, Tom. Hör mal ... – Was? Nein. Mir geht's gut. Bin nur ein wenig nass und hab einen Bärenhunger.“ Erst jetzt fiel Christine auf, dass sie weder Hunger noch Durst verspürte. Okay, sie hatte eben ein Glas Saft bei Tom getrunken. Aber auch nur so. Nicht um einen Durst zu löschen. Tom sprach weiter: „Könntest Du uns abholen? Was? Nein, erklär ich dir später, wen ich mit ‚uns‘ meine. Ich steh hier am Ortsausgang von Sonnenbach. Was? Ja, Richtung Stadt. Nein, ein kleines Mädchen. Ach, hör mal, hast Du noch Mädchenkleider? Oh Mann, nicht für mich. Nein, Du kennst meine sexuellen Vorlieben. Und, äh, könntest Du Dich ein wenig beeilen? Ich weiß nicht, ich glaub nicht, dass es die Polizei ist. Eher die Regierung. Was? Nein, mir ist niemand gefolgt. Zehn Minuten? Alles klar. Bis gleich.“

Tom legte auf und steckte das Handy wieder ein.

„War das die Freundin?“

„Ja, das war die Freundin. Jennifer Triden ist ihr Name. Sie ist nett. Sie wird Dir gefallen. Sie ist auch etwas kleiner, daher werden Dir ihre Kleider schon eher passen als meine. Du siehst ziemlich witzig aus in den großen Schuhen, mit dem Bademantel und der feschen Lederjacke!“

„Danke, das sind Deine Sachen. Ich kann auch nix dafür.“

„Hey, lass Dich nicht von mir ärgern. Also, sie will in zehn Minuten hier sein. Wir warten hier so lange in dem schönen Regen. Bei ihr können wir dann erstmal was essen und Dich schick machen. Dann verbringen wir die Nacht bei ihr, und morgen wird Jenni uns helfen, Deine Mutter ausfindig zu machen. Ist das okay für meine Zombiedame?“

Christine musste lächeln: „Ja, das ist okay für die Zombiedame.“

Tom stellte sich hinter sie und versuchte, sie so gut es ging mit seinem Körper und seiner ausgebreiteten Jacke vor dem Regen zu schützen. Ja, sie konnte ihn sehr gut leiden. Sie kannten sich noch nicht lange, aber er kümmerte sich sehr liebevoll um sie. Und morgen würden sie endlich ihre Mutter anrufen, wo auch immer sie sein mochte.

Er fuhr mit dem geklauten Polo durch die verlassenen Straßen von Sonnenbach und war nicht mehr sehr zuversichtlich, das Mädchen so einfach aufspüren zu können. Nach einer kurzen Pause auf dem Parkplatz war er doch noch mit dem Wagen weitergefahren, da sich die Sicht wieder gebessert hatte und der Sturm mitsamt dem Gewitter langsam weiterzog. Es regnete aber noch immer sehr stark, und die Sicht war nicht gerade die beste. Aber zum Autofahren langte es.

Er hatte mittlerweile das Grab des Mädchens aufgesucht und genau so vorgefunden wie erwartet. Sie war ebenfalls auferstanden. Vom selben Schicksal ereilt wie er.

Er war zu ihrem früheren Elternhaus gefahren und hatte dort einen anderen Namen auf dem Klingelschild vorgefunden. Er spürte zwar, dass er sich in die richtige Richtung gewandt hatte, um sie zu suchen, nahm aber immer nur kleine Fetzen ihrer Präsenz auf, die nicht ausreichten, ihn näher an sie heranzubringen.

Jedesmal, wenn er sie wieder spürte, geschah dies mal stärker, mal schwächer, und nur für den Bruchteil einer Sekunde. Er konnte sie nicht aufspüren, wie ein Jagdhund dies vermocht hätte, der sich am Geruch des Wildes orientierte, das er zu stellen und schließlich als lebende Beute zu reißen versuchte. Er konnte nur hoffen, dass er manchmal durch einen Zufall ihre Präsenz wahrnahm und dass diese ihm dann in dem Moment deutlich machte, ob er sich auf dem richtigen oder auf dem falschen Weg befand.

Diese Erkenntnis ereilte ihn, als er ihr Grab aufgesucht hatte. Und damit wurde ihm ebenfalls klar dass er keine Zeit vergeudete, wenn er sich mit anderen Dingen beschäftigte. Er hatte keine Zeit an der Tankstelle vergeudet. Früher oder später würde er sie finden. Warum sollte er sich die Zwischenzeit nicht ein wenig versüßen? Nicht weit entfernt von dem Haus, das er schon so oft beobachtet hatte, um ihr dann schließlich aufzulauern und sie zu entführen – was, wie es ihm schien, in einem anderen Leben stattfand –, hatte er zwei Männer in einem parkenden Auto entdeckt. Mit denen hatte er sich ebenfalls etwas näher beschäftigt. Und damit sie nicht so allein waren, bis sie jemand fand, hatte er ihnen die Blondine, die Fahrerin dieses Polos, in den Wagen dazugelegt.

Und jetzt fuhr er durch die verlassenen Straßen. Vielleicht war sie auch gar nicht mehr in diesem Dorf? Aber er konnte sich auch nicht vorstellen, dass sie, ohne Aufsehen in den Medien zu erregen, einfach in die nächste Stadt gewandert war. Auch in den Nachrichten, die er im Auto hörte, hatte er nichts Derartiges gehört.

Seine Gedanken schweiften ab in sein „vorheriges Leben“. Es hatte alles damit angefangen, dass er von diesem unschuldigen 14-jährigen Mädchen angemacht wurde. Er war damals 22 Jahre alt gewesen. Und dieses Mädchen wollte ihn unbedingt. Obwohl sie erst 14 war, war sie sehr erfahren und willig. Danach fand er es irgendwie langweilig, mit älteren Mädchen zu schlafen. Er hatte von der süßen Verlockung der Unschuld gekostet und sie hatte ihm besser geschmeckt als alles, was er bis dahin kennengelernt hatte. Er wollte nichts anderes mehr kosten. Er hatte damals seine Erfüllung gefunden.

Natürlich war es für ihn nicht leicht gewesen, immer wieder an frische unschuldige Mädchen heranzukommen. Zunächst machte er sich stets daran, die jungen Mädchen zu beobachten. Er sah es gleich, wenn ein Mädchen unbeobachtet irgendwo mütterseelenallein auf der Straße herumspazierte. Und irgendwann schnappte er sich eine, ohne großartig zu überlegen. Er tat es einfach. Er packte sie in den Kofferraum und fuhr mit ihr auf den nahegelegenen Truppenübungsplatz, da er dort die

Aufenthaltsorte der Soldaten ganz gut kannte und er sich ziemlich sicher sein konnte, nicht von irgendwelchen Fußgängern überrascht zu werden. Und falls doch einmal Soldaten auf einem Nachtmarsch an den Orten vorbeikamen, die er sich für seine Spielchen ausgesucht hatte, hörte er sie schon früh genug kommen. Dort also konnte er mit den Mädchen anstellen, was er wollte, und fast immer, wann er es wollte. Natürlich ließ er die jungen Dinger dann nicht einfach wieder nach Hause spazieren. Nein, er hatte ja nicht vor, seine Vorlieben kurze Zeit später der Polizei zu offenbaren. Er hatte schon immer gern Lebewesen gequält. Angefangen hatte dies schon in seiner frühen Kindheit, als sein bester Freund ihm zeigte, wie er immer mit Katzen spielte. Dirk hatte ihn, als er acht Jahre alt war, zu einer alten Waldhütte mitgenommen. Er hatte eine graugetigerte Katze auf dem Arm. Als sie in der Hütte waren, hatte Dirk die Katze an einem Halsband, das durch eine Kette mit dem in der Hütte befindlichen Tisch verbunden war, festgekettet. Er hatte ihm erklärt, dass „der erste“ der schwierigste sei, da die Katze sich dann noch versuchen würde zu wehren. Nach dem ersten habe die Katze dann genug mit den Schmerzen zu tun und wehrte sich nicht mehr so heftig. Und dann zeigte ihm Dirk, was er damit meinte: Er schnitt nach und nach der Katze alle vier Pfoten ab. Zuerst war er ein wenig schockiert darüber. Er sah zum erstenmal in seinem Leben eine Wunde, aus der Blut spritzte. Aber etwas daran schien ihm auch zu gefallen. Und als Dirk nach seinen vier Schnitten die Katze dann von ihrem Halsband befreite und sie mitansahen, wie das Tier unter heftigen Schmerzen versuchte, sich auf den seinen Beinstümpfen über den Tisch in Sicherheit zu bringen, war das Eis zwischen ihm und der Bereitschaft zur Gewalt endgültig gebrochen. Es sah einfach zu komisch aus. Sie lachten beide herzlich und teilten sich von nun an die kleinen Katzenspielchen. Bis Dirk dann einige Jahre später wegzog. Und dort draußen auf dem Übungsplatz stellte er alles Mögliche mit den Mädchen an. Angefangen von den Spielchen, die er als Kind mit Katzen getrieben hatte, bis hin zu neuen Dingen, die ihm immer spontan einfielen. Er benutzte dazu viele verschiedene Utensilien. Einmal brachte er ein Mädchen sogar dazu, so lange an sich selbst herumzunagen, bis sie ohnmächtig wurde. Es war für ihn immer wieder faszinierend, wozu Menschen in Todesangst in der Lage waren.

Die Leichen hatte er, nachdem er mit ihnen fertig war, immer in gewissen Zeitabständen verbrannt.

Die ersten beiden Mädchen stammten aus seiner näheren Umgebung. Danach klapperte er alle möglichen Gegenden ab, damit nicht zu viele Kinder aus ein- und demselben Ort verschwanden. Alles lief glatt, bis er sich diese Christine Parsto aussuchte. Er hatte sie zwar noch zu seinem Versteck gebracht und auch noch den Geschlechtsakt an ihr vollzogen; zu weiteren Spielchen jedoch kam es nicht mehr. Irgendwie hatte man ihn aufgespürt. Zumindest war dies zunächst seine Vermutung. Ihm wurde jedoch klar, dass diese Männer gar nicht auf der Suche nach ihm gewesen waren. Als er sie kommen sah, stach er ein paar Mal auf seine „Perle“ ein, wie er sie später nannte. Er selber wurde unmittelbar darauf von ein paar Kugeln durchlöchert. Während er verblutend am Boden lag, durfte er wenigstens noch miterleben, dass auch sie starb.

Jetzt, ein Jahr später, da er von den Toten auferstanden war, um sein Werk zu vollenden, konnte er sie durch irgendeine ihm verliehene Macht spüren. Er konnte wahrnehmen, dass auch sie zurückgekehrt war. Um ihm die Chance zu geben, sein Werk an ihr zu vollenden.

Er fuhr langsam zum Ortsausgang, als er vor sich im Scheinwerferlicht zwei Gestalten erblickte.

Sie standen im nachlassenden Regen und warteten darauf, dass Toms Freundin Jennifer auftauchte. Der Wind fegte noch immer ein wenig um sie herum, wurde aber merklich schwächer. Tom hatte noch immer schützend seine Jacke um Christine gebreitet. Plötzlich überkam Christine ein eigenartiges Gefühl. Etwas Derartiges hatte sie noch nie zuvor gespürt. Es war nur für den Bruchteil einer Sekunde da; jedoch war es ein unangenehmes Gefühl, mit nichts zu vergleichen, was sie je zuvor erlebt hatte. Sie wusste nicht wieso, nahm aber mit plötzlicher Gewissheit wahr, dass ihr Peiniger und Mörder von vor einem Jahr ganz in der Nähe war. Sie hätte niemals erklären können, woher sie das wusste, aber das Gefühl, so kurz es auch anhielt, ließ keinen Zweifel mehr zu: Er war ganz in ihrer Nähe. Und noch eines wurde ihr klar: Wenn sie ihn spüren konnte, auf diese Weise und wenn auch noch so kurz, dann konnte auch er es. Und wenn sie von den Toten auferstanden war, warum dann nicht auch er? Als wollten sie ihr eine Antwort auf ihre Frage geben, tauchten an der nächsten Straßekreuzung noch innerhalb des Ortes Scheinwerferlichter auf, die auf sie zukamen. Sie sah, wie der Wagen fast im Schneckentempo um die Ecke bog, und augenblicklich wurde sie von seinem im Gegensatz zu der undurchdringlichen Dunkelheit der Nacht grellen Scheinwerferlicht geblendet, das aus einer Dunkelheit kam, die fast schon dem Inneren ihres Sarges glich, und sie wandte, wenn auch nur für einen kurzen Moment, die Augen ab. Dann zwang sie sich dazu, wieder in Richtung des näherkommenden Wagens zu blicken, um gegen jegliche Vernunft festzustellen, wer da hinter dem Steuer saß. Im Grunde kannte sie die Antwort schon: Sie erfasste instinktiv, dass sich dort ihr einstiger Mörder auf dem Weg zu ihr befand. Der Killer. Der Entführer. Der Vergewaltiger. Der Mann, der einen Schlusstrich unter ihr Leben gesetzt hatte.

Eine lähmende Angst setzte sich in ihren Gliedern fest, die urplötzlich in wilde Panik in ihrem Innersten umschlug. Sie atmete ganz flach und schnell und erinnerte sich schlagartig wieder an jede Kleinigkeit, an jedes Detail dieses grausigen Tages: an den Moment, als er ihr aufgelauret und sie in seinen Wagen gezerrt hatte; als er sie bewusstlos schlug; als er ihre Kleider zerriss; als er mit Gewalt in sie eindrang; als er immer wieder auf sie einschlug; und als er sie schließlich mit dem Messer niederstach, das große Messer zweimal in ihren Brustkorb niedersausen ließ; sie sah, auf dem Boden liegend, neben sich sein Gesicht, nachdem sie die Schüsse gehört hatte, die ihre Rettung bedeuteten hätten, wären sie ein wenig früher abgegeben worden. All das erlebte sie wieder und wieder. Sie durchlebte all die vergangenen Schrecken, die Angst, den Schmerz noch einmal.

Während der Wagen auf sie zukam, wusste sie, dass sich in ihm der „Schwarze Mann“ befand, vor dem die Kinder von ihren Eltern immer gewarnt werden, damit sie nachts im Dunkeln nicht allein auf die Straße gehen sollen. „Sonst nimmt er Dich mit“, hallte die Stimme des Vaters einer ihrer Freundinnen in ihrem Kopf wider, „komm lieber schnell herein, sonst nimmt er dich mit, der Schwarze Mann!“

Noch während ihr diese Worte wieder und wieder durch den Kopf hämmerten, fragte sie sich, warum niemand sie jemals darauf hingewiesen hatte, dass der Schwarze Mann nicht nur bei Dunkelheit erschien, warum ihr niemand gesagt hatte, dass der Schwarze Mann auch bei Tageslicht auftauchen konnte. Kindern wurde eingeredet, dass sie nicht nach Einbruch der Dunkelheit draußen bleiben durften. Warum durften sie bei Tageslicht allein vom Schulbus nach Hause gehen? Warum nicht bei

Dunkelheit? Nie hatte ihr jemand gesagt, dass sie auch bei Tageslicht vor dem Schwarzen Mann Angst haben musste.

Diesen Vorwurf machte sie jetzt jedoch nicht ihrer Mutter, den Eltern ihrer Freundinnen, dem Schulbusfahrer oder irgend einer anderen Person. Diese Vorwürfe waren vielmehr an Gott oder an irgendein anderes übermächtiges Wesen gerichtet, das es zuließ, dass so etwas passierte.

Ihre Mutter konnte so etwas nicht ahnen. Hätte sie es geahnt, hätte sie Christine niemals mehr aus den Augen gelassen, das wusste sie. Auch die Eltern ihrer Freundin dachten nicht an so etwas, als sie die Story vom Schwarzen Mann erfanden. Und der Busfahrer wäre sicherlich einen Umweg gefahren, um sie sicher nach Hause zu bringen, hätte er gewusst, dass ihr ein Killer auflauerte.

All die Ängste und Schrecken, die schon damals in ihren Gedanken mit dem besagten Tag verbunden gewesen waren, und auch die späteren Vorwürfe kamen jetzt, während der Wagen Stück für Stück näher auf sie zurollte, erneut in ihr hoch.

Plötzlich aber konnte sie sich aus ihren Gedanken in die Gegenwart lösen; sie drehte sich um und sagte zu Tom: „Er ist es. In dem Wagen da. Er. Der Mann, der mich vor einem Jahr entführt hat. Bitte, Tom, glaub mir, er sitzt in dem Wagen!“

„Würden Sie sich bitte wieder ihrer Arbeit widmen und sich nicht wie eine Sekretärin aufführen? Ich weiß es ja zu schätzen, dass Sie sich so sorgen, dass wir hier nicht verdursten, aber wir haben hier wichtige Angelegenheiten zu besprechen und möchten nicht alle zwei Minuten durch die Frage belästigt werden, ob wir noch Kaffee oder Plätzchen wollen. Vielen Dank auch.“

Kommissar Deswin drehte sich, jetzt noch etwas gereizter, wieder um und fuhr damit fort, das Ergebnis seiner bisherigen Ermittlungen in dem Fall der angeblichen „Grabschändung“ weiter auszuführen.

Er war angesichts der späten Stunde, in der man ihn wahrscheinlich aus dem Bett geklingelt hatte, schon etwas gereizt, als er ankam. Ansonsten aber schien er ein Mann zu sein, der nicht so rasch seine Fassung verlor, und auch sonst ein eher ruhiger und umgänglicher Typ. Ganz im Gegensatz zu Kommissar Vinel. Der schien ihm eher reizbar zu sein, auch wenn er sich alle erdenkliche Mühe gab, dies zu verbergen. Er wirkte irgendwie nervös, auch wenn er sich alle erdenkliche Mühe gab, dies vor seinem Gegenüber zu verbergen. Und er strahlte auch nicht gerade eine pazifistische Einstellung aus. Nun gut, auch Don Kordales war kein Unschuldslamm; aber er tat nur, was unbedingt notwendig war. Jedoch glaubte er zu erkennen, dass Gewalt diesem Vinel doch bei so mancher Gelegenheit regelrecht willkommen war. Don mochte diesen Mann ganz und gar nicht.

Zu seiner Ausbildung in der Spezialeinheit hatte auch ein intensives Studium der Psychologie und Verhaltensforschung gehört. Don hatte hierdurch die verschiedensten Menschentypen kennengelernt und wie sie versuchten, ihre wahre Natur in alltäglichen Gesten zu überspielen.

Und wenn er nicht alles ganz falsch deutete, war seine Abneigung nicht einseitig. Don glaubte, dass dieser Vinel in ihm eine Person sah, die ihm die hier zustehende Machtposition streitig machen konnte und die vielleicht noch einige tiefe Abgründe seiner Seele entdecken würde. Obwohl Don davon eigentlich rein gar nichts interessierte, da dies nun einmal nichts mit seinem Fall zu tun hatte. Don war nicht auf die Welt gekommen, um über Recht oder Unrecht zu entscheiden. Er erfüllte seine Aufträge gewissenhaft und dachte nicht darüber nach, wer nun die Bösen und wer die Guten waren. Er tat einfach seine Pflicht und die Nebensächlichkeiten, die sich tagtäglich dabei ereigneten, registrierte er nur am Rande. Er beschäftigte sich nur dann mit ihnen, wenn sie dazu beitrugen, einen Auftrag zu erfüllen.

Die junge Polizistin drehte sich mit einem fast schon schmollenden Mund um, da sie sich beleidigt und herabgesetzt vorkam. Und solch eine Demütigung noch dazu vor einem Mann, den sie anscheinend mehr anheimelte, als ihm lieb war!

Don hörte sich den Bericht von Deswin zu Ende an. Es gab darin wirklich nicht viel, was ihm weiter helfen würde. Die Polizisten hatten keinerlei für ihn brauchbare Spuren gefunden. Und die Öffnung des Grabes bezeichneten sie als makabare Irreführung, damit man die wahren Spuren der Grabräuber nicht entdeckte.

„Nun, hören Sie! Wir sind sehr daran interessiert, dass von dem Vorfall so wenig wie möglich an die Öffentlichkeit gelangt. Egal, wie die weiteren Ermittlungen laufen werden und egal welche Erkenntnisse Sie dadurch noch gewinnen mögen: Für die Öffentlichkeit und für die Presse bleiben Sie bei der Erkenntnis, die Sie im Moment noch haben. Bis Sie neue Anweisungen von mir oder einem meiner Mitarbeiter erhalten. Um ihre Geschichte glaubhaft auch weiterhin der Presse unterbreiten zu können, bekommen Sie von uns natürlich jede gewünschte Unterstützung.“

Deswin nickte nur ruhig; Vinel jedoch meldete sich zu Wort, was Don auch nicht sehr verwunderte.

„Was soll das heißen: Wir bleiben bei der Geschichte!? Was für Erkenntnisse sollten wir denn gewinnen? Und wieso sollten wir das alles tun? Für wen arbeiten Sie?“

Don sah dem Mann ruhig in die Augen. Er wollte ihn hier und jetzt offen zu einem Machtkampf herausfordern, der mit Worten ausgefochten werden sollte. Don blieb, wie immer, sehr gefasst und sagte ganz ruhig, jedoch mit Nachdruck, zum Kommissar:

„Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie mit diesem Fall eigentlich nichts mehr zu tun. Ich habe Sie nur hierhergebeten ...“ – Er sagte bewusst: „hierhergebeten“, um ihn nicht noch mehr zu reizen; er hätte auch „hierherbefohlen“ sagen können, was der Sache natürlich näher gekommen wäre; damit aber hätte er den Mann unnötigerweise noch weiter aufgestachelt, und Don wollte sich der Unterstützung dieser Männer sicher sein. – „... um von Ihnen eventuell noch weitere Details zu erfahren. Wie ich erfahren habe, arbeiten Sie jetzt an einem Mordfall, der sich nicht weit von hier ereignet hat. Es könnte jedoch sein, dass dieser Fall mit dem Ereignis hier in irgendeiner Weise zu tun hat. Sprechen wir doch lieber darüber.“ Don glaubte zwar nicht ernsthaft daran, dass der Mord etwas mit dem Mädchen zu tun hatte, wollte aber auch nicht den geringsten Hinweis übergehen, um die Ergreifung eher früher als später durchführen zu können.

Kommissar Vinel wusste anscheinend nicht genau, wie er auf diese Antwort, die gleichzeitig eine Frage war, reagieren sollte. Innerlich hatte er sich sicher schon auf einen Kampf vorbereitet, und nun kam etwas völlig Unerwartetes. Er überlegte kurz, räusperte sich ein-, zweimal und begann dann, nach und nach die Einzelheiten der beiden Mordfälle im Park zu schildern. Als er mit seinen Schilderungen fast fertig war, klingelte das Handy von Kommissar Vinel.

„Entschuldigung“, murmelte er leise, und Don bemerkte, dass ihn diese Höflichkeitsfloskel einige Überwindung kostete. Dieser Mann war es nicht gewohnt, sich bei anderen Leuten zu entschuldigen. Er war es vielmehr gewohnt, nur Anweisungen und Befehle zu geben.

Nach einem kurzem Gespräch legte Vinel auf und erklärte Don, er müsse jetzt leider diese Runde verlassen, es hätten sich neue Erkenntnisse in dem Mordfall ergeben. Das könnte Dir so passen, dachte sich Don.

„Einen Moment bitte, Herr Vinel. Setzen Sie sich bitte wieder und erzählen Sie mir diese Neuigkeiten. Wie ich schon erwähnte, könnte es da einen Zusammenhang geben, der uns weiterhelfen würde. Ich wäre ihnen sehr dankbar.“

Vinel blickte ungläubig in die Runde. Sein Kollege Deswin sah ihn nur schulterzuckend an, und Vinel nahm tatsächlich wieder Platz und erzählte, was er soeben erfahren hatte. Und es gab tatsächlich eine Verbindung. Offensichtlich nur eine indirekte, von der die beiden Beamten hier nichts wussten; aber bei Don erhellte dies sein Gemüt um einiges.

Vinel berichtete, man habe die Geschosse untersucht und festgestellt, dass sie aus verschiedenen Waffen abgefeuert worden waren. Was Don aber viel mehr interessierte, war, dass der ältere Mann, der nun tot war, noch vor wenigen Tagen für eine kurze Zeit beschattet worden war, da er im Verdacht gestanden hatte, ebenfalls für die Triden zu arbeiten. Und dabei habe man ihn auch des öfteren mit Thomas Schwarz beobachtet, der ja ebenfalls unter Verdacht stand.

„Also haben Sie einen ersten Mordverdächtigen, bis er ein Alibi nachweisen kann, richtig?“, fragte Don Kordales.

„Richtig“, antwortete Vinel und räusperte sich.

„Und eine Person, die unter Mordverdacht steht, muss vorläufig in Gewahrsam genommen werden, richtig?“

Vinel nickte.

„Also haben Sie nun die Befugnis, auch ohne Durchsuchungsbefehl die Wohnung dieses Herrn Schwarz zu betreten, richtig?“

„Auch das stimmt.“

„Nun, worauf warten wir dann noch?!“, sagte Don und nahm sein Handy aus der Manteltasche. Er begann per Kurzwahl eine Telefonnummer zu wählen. Vinel wollte etwas sagen, doch Don bedeutete ihm mit einer Bewegung der Hand, still zu sein. Freizeichen. Er ließ es am anderen Ende klingeln, zweimal, dreimal. Was ist da los?! fragte sich Don. Als auch nach dem siebten Ton niemand abhob, wählte Don erneut die Nummer, diesmal von Hand. Wieder vernahm er das Freizeichen, aber niemanden, der sich am anderen Apparat meldete. Don legte auf und wählte die Nummer der Zentrale.

„Ja, hallo? Verbinden Sie mich mit Mark Strack.“

Wieder vernahm er nach kurzer Zeit das Freizeichen, doch erneut hob niemand ab. Was war da los? Schließen die alle?

„Okay, fahren wir zum Haus von Thomas Schwarz. Jeder nimmt seinen eigenen Wagen. Wissen Sie, wo er wohnt?“

„Nein“, antwortete Vinel.

„Gut, dann fahre ich vor“, sagte Don und wandte sich zur Tür.

„Woher wissen Sie, wo der wohnt?“, fragte ihn Vinel noch, während er seinen Hut nahm, um seine Halbglatze zu verdecken.

Don antwortete nicht auf die Frage, sondern hielt den beiden Kommissaren die Tür nach draußen auf. Als die beiden Männer hinausgegangen waren, ließ Don es sich nicht nehmen, noch ein Wort an seine Verehrerin zu richten.

„Vielen Dank, Fräulein, für Ihre Bemühungen. Haben Sie noch einen ruhigen Dienst!“

Die junge Dame strahlte über beide Ohren, und Don war ein wenig besorgt, dass ihr jeden Moment die Mundwinkel einreißen könnten.

„Äh, äh, danke! Ihnen auch ...!“ stammelte sie ihm nach. Don musste unwillkürlich lächeln, als er den ungläubigen Gesichtsausdruck des anderen Polizisten sah.

Er ließ die Tür hinter sich ins Schloss fallen und lief zu seinem Wagen. Es hatte fast aufgehört zu regnen. Als Don sich hinter das Steuer setzte, fragte er sich noch immer, warum dieser Strack nicht ans Telefon ging. Aber egal, jetzt konnte er sich ganz offiziell davon überzeugen, dass das Mädchen nicht in der Wohnung von diesem Schwarz war. Und falls sie wider alle Erwartung doch dort war, nun, umso besser!

Er startete den Motor, als es auf der Beifahrerseite an der Scheibe klopfte. Don sah nach rechts und erkannte Kommissar Deswin. Er ließ durch einen Druck auf den Knopf des elektrischen Fensterhebers die Scheibe etwas nach unten gleiten.

„Kann ich mit Ihnen fahren? Ich kam zu Fuß hierher. Ich wohne gleich hier um die Ecke.“

„Klar, steigen Sie ein.“

Deswin stieg in den Wagen, während Don die Scheibe mit einem erneuten Druck auf den Knopf wieder verschloss. Als Deswin sich angeschnallt hatte, fuhr er los. Vinel folgte ihnen.

„Sie können Kommissar Vinel wohl nicht so gut leiden, was?“, fragte Deswin.

Don zuckte nur mit den Schultern. Er hatte keine große Lust, mit anderen Leuten über seine Emotionen zu reden. Gefühle kamen und gingen; sie waren für ihn steuerbar wie

seine Schmerzen, und er maß ihnen daher, so lange sie von ihm ausgingen, keine große Bedeutung bei. Im übrigen bedurfte die an ihn gerichtete Frage auch gar nicht unbedingt einer Antwort.

„Ja, kann ich schon nachvollziehen“, fuhr Deswin fort, „aber wissen Sie, eigentlich ist Paul ganz in Ordnung. Ich meine, wenn man weiß, wie man mit ihm umzugehen hat. Wenn man ihn kennt, kann man auch gut mit ihm auskommen. Ich kenne ihn schon sehr lange.“

Don war ein wenig überrascht von der Flut an Worten, die ihm da von Deswin entgegenkam, den er ja eigentlich als einen eher ruhigen Zeitgenossen eingeschätzt hatte. Wahrscheinlich war dies nur ein gewagter Versuch, Vinels Arsch zu retten. Vielleicht glaubte Deswin, dass Don den Tonfall Vinels nicht so ohne weiteres hinnehmen würde. Deswin war wahrscheinlich ein Mensch, der meistens an das Gute im Menschen glaubte und versuchte, die Welt in einen besseren Ort zu verwandeln. Nach einer kurzen Schweigeminute fing Deswin wieder zu reden an: „Sie arbeiten für die Regierung, richtig?“

Don bestätigte dies kurz mit einem Kopfnicken.

„Was hat die Regierung für ein Interesse an einer Grabschändung? Und warum sind Sie auf einmal so erpicht darauf, Thomas Schwarz festzunageln? Was hat der mit der Sache zu tun?“

Don sah nach vorn auf die Straße, als er ihm entgegnete: „Hören Sie, Kommissar Deswin. Ich glaube, Sie sind ein kluges Köpfchen. Und ich denke, Sie wissen eigentlich ganz genau, wann und wem man Fragen stellen kann und wann man besser still ist. Sie dürften nicht mit einer Erklärung meinerseits gerechnet haben, oder?“

„Nein, eigentlich nicht. Aber einen Versuch war's wert.“

Den Rest der Strecke legten sie schweigend zurück. Es wehte nur noch ein leichter Wind. Von dem aufkommenden Sturm war fast nichts mehr zu bemerken. Der Regen hatte sich in ein leichtes Nieseln verwandelt, das, wie ein Blick zum Himmel zeigte, ebenfalls bald nachlassen würde; hier und da schimmerten schon die Sterne durch die Wolkendecke.

Als sie nach kurzer Fahrt am Mietshaus von Thomas Schwarz ankamen, parkte Kordales nicht wie zuvor auf der gegenüberliegenden Straßenseite, sondern hielt direkt vor der Eingangstür.

„Sehen Sie den Wagen gegenüber?“, fragte er Deswin, während er mit seiner linken Hand in seiner Manteltasche nach seinem Handy suchte.

„Ja, was ist mit dem?“

„Dort drinnen sitzen zwei meiner Kollegen. Sie observieren seit kurzer Zeit die Wohnung des Herrn Schwarz. Sagen Sie ihnen, dass Sie hierher kommen sollen. Ich erledige noch kurz einen Anruf.“

Deswin nickte und stieg aus. Er hatte es anscheinend schnell gelernt, keine Fragen mehr zu stellen. Er war ein guter Polizist, der sicherlich noch eine große Karriere vor sich hatte.

Hinter ihnen kam Vinels Wagen zum Stehen, und Vinel stieg aus. Er hatte anscheinend ebenfalls gut gelernt, denn er blieb neben seinem Wagen stehen und sah neugierig zu Deswin hinüber, der zu dem Auto auf der gegenüberliegenden Straßenseite ging.

Währenddessen wählte Don die Nummer von Larbach. Als dieser nach kurzer Zeit abhob, erklärte Kordales ihm, dass er sich nicht mehr in der Polizeistation befand, sondern schon wieder vor dem Mietshaus. Er gab ihm die genaue Adresse durch. Larbach sagte, er werde in ein paar Minuten da sein; Winter würde zur Zeit noch

immer am Tatort festgehalten, da die Polizei dort doch sehr viele Fragen zu diesem ungewöhnlichen Mordfall hatte.

Als er gerade auflegte, hörte er einen Ausruf des Erstaunens von Deswin.

Don öffnete seine Tür und rief ein „Was?“ zu ihm hinüber.

„Oh, mein Gott! Sehen Sie sich das an! Oh, nein!“, rief Deswin und blickte immer noch in den Wagen.

Kordales stieg aus und hatte plötzlich ein ungutes Gefühl. Er sah zur anderen Straßenseite hinüber. Deswin beugte sich etwas nach vorn, um den Türgriff des parkenden Wagens zu erreichen. Irgendwas stimmte da ganz und gar nicht.

„Deswin! Deswin, lassen Sie die Finger davon! Bleiben Sie von dem Wagen weg!“, rief Kordales zu ihm hinüber.

Vinel warf nur einen ungläubigen Blick zwischen den beiden hin und her, als betrachte er ein Tennisspiel, dem er nicht mehr so ganz zu folgen vermochte.

Deswin blickte über seine linke Schulter zurück zu Kordales und rief: „Kommen Sie her! Das müssen Sie sich ansehen! Oh, mein Gott. Die armen Kerle!“

Don rief ihm nochmals zu, er solle von dem Wagen verschwinden, und bog um das Heck seines Wagens, als Deswin die Tür öffnete.

Sogar der Nieselregen ließ jetzt allmählich nach. Am Himmel waren an einigen Stellen schon die Sterne wieder zu sehen. Durch die aufreißende Wolkendecke und dadurch, dass der Sturm endlich mitsamt Gewitter vorübergezogen war, verlor die Nacht plötzlich ihre unheimliche Ausstrahlung und verwandelte sich eher in eine romantische Dunkelheit. Die Sterne und der zunehmende Mond wirkten gedämpft wie Lichter, die sich auf Asphalt spiegelten.

Sie fuhren in die Innenstadt. Tom betrachtete die mittlerweile zu einer stattlichen Größe angeschwellenen Knöchel seiner rechten Hand. Sie schmerzte nun wieder sehr. Auf der Flucht durch den Regen war seine Hand so gut wie taub geworden. Nun, in der angenehmen Wärme des Wagens, war sie allmählich wieder aufgetaut und hatte zu schmerzen begonnen. Er hoffte, dass sie nicht gebrochen war. Am Kopf hatte er außer einer Beule wohl keine bleibenden Schäden davongetragen (die nicht auch vorher schon dagewesen wären, fügte er in Gedanken hinzu). Er betrachtete den Übeltäter: Chrissie schlief und ruhte sanft mit dem Kopf an seiner Brust. Nach ihrer Panikattacke am Straßengraben war sie, wie auch schon am Nachmittag, ohnmächtig geworden.

Sie hatte wie wild geschrien und getobt. Nach dem, was sie ihm geschildert hatte, hatte sie auch vor einem Jahr schon viel mitgemacht. Und diese wundersame Auferstehung trug auch nicht gerade dazu bei, dass es ihr jetzt besser ging. Tom zweifelte mittlerweile nicht mehr daran, dass dies hier tatsächlich Christine Parsto war, die vor einem Jahr zuerst als Vermisste jeden Tag für Schlagzeilen gesorgt hatte, und das nicht nur in den lokalen Nachrichten. Als sie dann schließlich gefunden wurde, berichteten die Medien auch darüber, dass der Mörder bei seiner Ergreifung und einem Fluchtversuch erschossen worden war. Seinen Namen hatte die Presse nie preisgegeben. Christines Bild aber war sehr oft in den Nachrichten erschienen, da die Polizei seinerzeit um Unterstützung bei der Suche nach der Vermissten bat. Und daher glaubte Tom sich auch mit fast hundertprozentiger Sicherheit an ihr Gesicht zu erinnern.

Er hatte ein gutes Gedächtnis für Gesichter. Als er klein war, hatten er und seine Schwester öfters ein Spiel gespielt, bei dem sie ihm Fotos vorlegte und sich Namen für die darauf abgebildeten Personen ausdachte. Meistens waren dies Bilder, die sie gemeinsam aus den Versandhauskatalogen ihrer Mutter ausgeschnitten hatten. Nach kurzer Betrachtungszeit hatte seine Schwester dann die Fotos weggelegt und sie ihm nach und nach erneut gezeigt. Die Namen, die sie sich ausgedacht hatte, hatte sie immer hinten draufgeschrieben. Manchmal legte sie ihm die Bilder erst einen oder zwei Tage später vor; seltener auch erst nach ein paar Wochen. Die Namen aber, die sie sich ausgedacht hatte, wusste Tom jedesmal.

Er liebte seine Schwester über alles. Und er würde es nie wieder zulassen, dass jemand ihr weh tat. Vielleicht sorgte er sich deswegen so sehr um dieses ihm ja eigentlich noch fremde Mädchen. Gut, seine Schwester war damals, als sie ausriss, ein paar Jahre älter gewesen als er, aber vielleicht versuchte er jetzt an einem anderen Mädchen das wiedergutzumachen, was er offensichtlich bei seiner Schwester versäumt hatte: sie zu beschützen und vor den Gefahren der Welt zu behüten und sie zu lieben und sich um sie zu sorgen, was er zwar auch für seine Schwester tat, womit er aber wohl zu spät angefangen hatte.

Seine Schwester war mit sechzehn von zu Hause ausgerissen. Er war zu jener Zeit vierzehn gewesen und verstand die Welt nicht mehr, als sie ihn, so sah er es

jedenfalls, damals allein in seinem Elternhaus zurückließ. Allein mit der Tyrannei seiner Eltern. Heute wusste er natürlich, dass seine Eltern ihn stets gut behandelt hatten und sie beide immer nur deswegen leichte Strafen bekamen, weil sie ziemliche Rebellen waren. Vielleicht waren die Bestrafungen zu leicht gewesen, dachte Tom jetzt. Vielleicht wäre sie sonst auch nicht ausgerissen. Aber es war sinnlos jetzt, Jahre nach dem Vorfall, einen Verantwortlichen zu suchen.

Man konnte die ganze Welt dafür verantwortlich machen, aber Tom hatte nach ihrem plötzlichen Auftauchen drei Jahre später etwas gelernt: Es ließ sich immer ein Verantwortlicher oder ein Schuldiger finden, wenn man nur lange genug danach suchte. Das änderte aber nichts an der Tatsache, dass es nunmal passiert war. Und damit musste man schließlich leben. Es half nichts, sich an die Vergangenheit zu klammern. Aus den Fehlern der Vergangenheit sollte man lernen und an die positiven Dinge sollte man sich erinnern, um in der Gegenwart Freude zu haben und die Zukunft ein wenig positiver zu betrachten.

Als seine Schwester wie aus heiterem Himmel von der Polizei gefunden wurde, nachdem seine Eltern schon alle Hoffnung aufgegeben hatten (er selbst hatte immer daran geglaubt, seine lebensfrohe, aufgeweckte Schwester irgendwann einmal wiederzutreffen), war nichts mehr so wie vorher. Er packte nur mit Mühe den Abschluss seiner Ausbildung und suchte danach sowas wie Zuflucht bei der Bundeswehr. Nach vier Jahren verabschiedete er sich von seinem Leben als Soldat und fing an, hier und da zu jobben. Durch einen Zufall lernte er dann Jennifer Triden kennen, die ihm neue Perspektiven eröffnete. Für sich und für den Unterhalt seiner Schwester.

Die Polizei fand sie in einem verlassenen baufälligen Haus in Frankfurt, das Junkies öfter als Schlafplatz diente; sie war zusammengeschlagen worden und noch dazu heroinabhängig.

Die Polizei stempelte den Vorfall schnell ab: Sie sei mit sechzehn mit irgendeinem Freund abgehauen, habe alle möglichen Drogen konsumiert und sei schließlich zur Straßenhure geworden, um ihre Drogensucht bezahlen zu können. Wahrscheinlich habe irgendein Freier sie zusammengeschlagen.

In ihrem Genitalbereich wies sie erhebliche Verletzungen auf, und daran, dass sie heroinabhängig war, bestand kein Zweifel. Tom aber weigerte sich zu glauben, dass sie selber dafür verantwortlich war. Zuerst machte er alle, angefangen von seinen Eltern bis hin zu irgendwelchen islamischen Terroristen, dafür verantwortlich, dass sie auf die schiefe Bahn geraten war, was schließlich zu einem

Nervenzusammenbruch seiner Mutter und zu seinem Auszug aus dem Elternhaus führte. Dann brach fast jeder normale Kontakt zu seinen Eltern endgültig ab. Die Welt des jungen Thomas Schwarz veränderte sich noch mehr, als die Entziehungsanstalt der Familie Schwarz mitteilte, dass die Heroinsucht seiner Schwester überwunden sei, ihre weiterhin anhaltenden autistischen Verhaltensweisen aber entweder von einem Überkonsum an Drogen oder von den erheblichen Kopfverletzungen herrührten.

Thomas setzte sich so gut er konnte dafür ein, dass die Ermittlungen wegen seiner Schwester von der Polizei wieder aufgenommen wurden. Er wollte, dass den ursprünglich als nebensächlich eingeschätzten Hinweisen neue Beachtung geschenkt wurde. Aber niemand rührte je wieder einen Finger in dieser Sache. Dies brachte Thomas endgültig dazu, jeglichen staatlichen Behörden zu misstrauen. Und es veranlasste ihn auch dazu, sich dem Drängen seines damaligen Kompaniefeldwebels zu widersetzen, er möge sich doch noch weiter verpflichten und die Bundeswehr nicht zu verlassen.

Erst nachdem er Jennifer kennenlernte und für sie arbeitete, konnte er genug Geld aufbringen, um seine Schwester in einem guten Pflegeheim unterzubringen, in dem noch Aussicht auf eine Genesung bestand. Seine Eltern waren nie so reich gewesen, dass sie sich so etwas hätten leisten können.

Seine Mutter versuchte zwar am Anfang noch des öfteren, ihn zur Rede zu stellen, woher er denn das Geld habe, wenn er doch arbeitslos gemeldet sei. Thomas verspürte jedoch nie ein Bedürfnis, sich in irgendeiner Weise vor seiner Mutter zu rechtfertigen, insbesondere dann nicht, wenn es um die Genesung seiner Schwester ging.

Mit den Jahren aber akzeptierten seine Eltern nach und nach, dass sie zuerst ihre Tochter und drei Jahre später, bei ihrem Auftauchen, auch noch ihren Sohn verloren hatten. Sie ließen ihn in Ruhe und besuchten nur noch seine Schwester in dem Heim. In den letzten Jahren waren sie sich nur dann noch einmal über den Weg gelaufen, wenn Tom dieselbe Besuchszeit bei seiner Schwester eingeplant hatte wie auch seine Eltern. Sie wechselten dann nur ein paar Worte und verabschiedeten sich dann wieder wie flüchtige Bekannte, die sich aus Höflichkeit noch einen schönen Tag wünschen. Es tat Thomas zwar leid, dass alles so gekommen war, aber er machte nun niemandem mehr Vorwürfe. Auch wenn es ihm nicht gefiel, dass er sich mehr und mehr von seinen Eltern entfremdete, so war es doch immerhin ihr Schicksal.

Der einzige Mensch, der ihm noch etwas bedeutete, war ein Mensch, der es wahrscheinlich noch nicht einmal wahrnahm, wenn er sich mit ihm zur gleichen Zeit in einem Raum aufhielt. Sicher lernte Tom mit seiner ansonsten lustigen Art immer wieder Leute kennen. Und viele nannten sich seine Freunde. Nicht wenige davon arbeiteten, wie er, gelegentlich für Jennifer Triden. Waren Kriminelle, genau wie er. Aber keiner dieser Leute bedeutete ihm etwas. Und früher oder später würde man sie schnappen, genau wie ihn. Da machte er sich nichts vor. Doch wenigstens konnte er auf diesem Wege und so lange er Glück hatte dafür sorgen, dass seine geliebte Schwester in guten Händen war, auch wenn die Behandlung seit ihrer Rückkehr keinerlei Fortschritte mehr gemacht hatte.

Doch genauso, wie er damals die Hoffnung nicht aufgegeben hatte, dass er sie wiedersehen würde, gab er jetzt die Hoffnung nicht auf, dass sich ihr Zustand irgendwann einmal auch wieder besserte, und sei es durch ein Wunder.

Tom hatte in den letzten Jahren auch mehrere Beziehungen mit Frauen gehabt, jedoch war keine dieser Beziehungen ernsthaft oder von längerer Dauer gewesen. Jennifer versuchte schon seit sie sich kannten, ihn ins Bett zu kriegen. Aber Tom hatte Angst davor, dass wenn auch diese Beziehung scheitern würde, sie ihm dann die Gelegenheit, bei ihr Geld zu verdienen, streichen würde.

Er hatte zwar durch seine Arbeit hier mehrere größere „Bosse“ kennengelernt, jedoch beschäftigten diese nicht gern Leute, die bei der Konkurrenz rausgeflogen waren. Er malte sich schon aus, was Jennifer sich in ihrem weiblichen Eifersuchtsgehirn alles für Geschichten über ihn ausdenken würde, um ihm ein Weiterleben als Geldeintreiber, Händler, oder sonstwas in dieser Richtung gründlich zu vermiesen. Er kam mit der Beziehung, wie die beiden sie jetzt miteinander führten, sehr gut zurecht. Auch ohne mit ihr ins Bett zu steigen. Und daran sollte sich so schnell auch nichts ändern.

Als sie die Wohngegend mit den etwas größeren Wohnhäusern erreicht hatten, in denen vorwiegend reiche Geschäftsleute wohnten, zu denen übrigens auch Jennifer sich zählte, wachte Christine allmählich wieder auf.

Sie rieb sich müde über die Augen. Nachdem sie sich umgeschaut hatte, blickte sie fragend zu Tom auf und fragte: „Wo sind wir? Was ist passiert?“

„Alles in Ordnung, Kleine. Ihr seid jetzt erstmal in Sicherheit. Wir sind gleich da“, sagte Jennifer von vorne und blickte dabei lächelnd in den Rückspiegel, um Christine zu sehen.

„Das da vorn ist meine Freundin Jennifer. Wir sind unterwegs zu ihrem Haus. Du hattest wohl eine ziemlich üble Panikattacke, als sie um die Ecke bog, um uns abzuholen. Ich habe Dir doch erzählt, dass sie kommt.“

„Ich dachte ... aber ich sah doch ... ich meine ...“

„Schhhh. Ganz ruhig. Du hattest Angst. Was ja auch verständlich ist, nach deinen Erlebnissen. Okay, zugegeben, ich hatte auch ein wenig Skepsis, als der Wagen ganz entgegen meiner Erwartung aus dem Dorf auf uns zukam, aber ...“

Jennifer meldete sich wieder zu Wort: „Achja, der große Furchtlose hatte also nur Skepsis? DU hast mit deiner Waffe genau auf mich gezielt. Schon vergessen?“

„Nun, dann hoff ich mal für Dich, dass Du den großen Meister niemals in Angst erlebst, was?!“, lächelte Tom ihr im Rückspiegel entgegen.

„So, wir sind da“, sagte Jenny.

Der Wagen hielt an, und Jennifer, Christine und Tom stiegen die im Bogen um den Vorgarten herum verlaufenden Stufen zu ihrem Haus empor. Bevor er die Tür hinter sich schloss, blickte Tom noch einmal nach draußen. Die Sterne leuchteten jetzt klar und ohne Wolkenverhang am Himmel.

Eine schöne Nacht, dachte sich Tom, eine schöne Nacht nach einem aufregenden Tag. Hoffentlich lasst Ihr Nervensägen da draußen uns jetzt endlich mal in Ruhe schlafen. In der Ferne hörte Tom etwas heulen, was wie eine Sirene klang. Er war sich da aber nicht ganz sicher. Konnte auch der Kojote sein, der sich von der amerikanischen Steppenwüste hierher ins stickige, glühendheiße Deutschland bei 5 Grad Celsius verirrt hatte, um den kalten Nächten in der Wüste Nevadas zu entgehen.

Tom schloss mit einem Gedanken an den Kojoten aus der Roadrunnerserie und einem Lächeln auf den Lippen die Tür.

Auf der Straße herrschte noch immer ein reger Verkehr von Polizisten und Feuerwehrleuten. Die Flammen waren zwar schon längst abgeklungen, man suchte aber noch immer nach Spuren, die die Ursache der Explosion ans Licht bringen würden. Einen Tatverdächtigen gab es schon von vornherein, nämlich die Person, die die Männer in dem Wagen observiert hatte, bevor sie durch die Explosion zerfetzt wurden. Nach dieser gewaltigen Explosion und dem durch sie ausgelösten Brand nach Spuren zu suchen, die einen Beweis für die Ursache erbrachten, war so gut wie aussichtslos. Es wurde jetzt nur noch nach dem Auslöser gesucht, um die Frage des WIE zu beantworten.

Auch in der Wohnung von Thomas Schwarz wuselten unzählige Leute herum. Paul Vinel saß auf der Couch und hielt sich immer noch einen Tupfer auf die Wunde an seiner Stirn, die einzige Verletzung, die er durch die Explosion davongetragen hatte. Donald Kordales saß am Küchentisch und telefonierte, wie so oft, mit seinem Handy. Er hatte wesentlich mehr abbekommen, als er sich anmerken ließ; nach außen vermittelte er den Eindruck, als bereiteten ihm all die Kratzer und Wunden keine Schmerzen.

Paul ließ sich nicht davon beeindruckt. Er hatte mittlerweile schon richtige Hassgefühle gegen diesen Donald Kordales von einer „Spezialeinheit“ entwickelt. Dieser Ungläubige kam einfach daherspaziert, erteilte Befehle auf seine überheblichen Art, schickte seinen Kollegen Deswin in den Tod, wich allen Fragen aus und tat auch noch so, als habe er das größte Geheimnis der Menschheit zu bewahren.

Er wäre jede Wette eingegangen, dass dieser Mann im letzten Jahr nicht ein einziges Mal eine Kirche besucht, geschweige denn gebetet hatte. Dieser verfluchte Mistkerl machte auf ihn den Eindruck, als lasse ihn alles kalt, was rings um ihn herum geschah. Er konnte ihm noch nicht einmal vorwerfen, dass er den unheiligen gefallenen Erzengel Luzifer anbetete. Nein, dieser Mann war ein Atheist, ein gottverdammter Ignorant. Ein Mann, den nichts und niemand aus der Fassung brachte, so lange es nicht um ihn selber ging.

Vinels Männer hatten mittlerweile genügend Anzeichen dafür gefunden, dass Thomas Schwarz für die Triden arbeitete. Das nützte ihnen jedoch gar nichts, da dieser Frau nichts nachzuweisen war. Immerhin aber hatten sie die Waffe gefunden, mit der der Junge erschossen worden war.

Und allem Anschein nach hatte man in der Mülltonne auch soetwas wie ein Totenkleid für ein Mädchen gefunden. Dies würde natürlich einen Zusammenhang mit der Grabschändung gestern Morgen beweisen, worauf dieser Kordales sich immer wieder berief. Aber welches Motiv hatte dieser Schwarz, ein kleines Mädchen auszubuddeln?

Naja, Paul kannte genug Verrückte und wusste daher, dass diese ganzen gottverhassten Atheisten alles andere als logisch und rational dachten und handelten. Diese Leute brauchten kein Motiv, um irgendeinen Frevel zu begehen. Welchen Grund hatten kleine Huren, sich Drogen zu spritzen? Er wollte nicht mehr darüber nachdenken, da er zu keinem Ergebnis gelangte.

Paul erhob sich langsam von der Couch und ging hinüber zu Kordales. Warum nur? Warum ging er hinüber und sagte diesem Mistkerl Bescheid? Er war nicht auf ihn angewiesen. Er war ihm keinerlei Rechenschaft schuldig über das, was er zu tun gedachte. Er war hier der leitende Ermittler, nicht dieser mantelverhüllte

Schwachkopf da vor ihm. Etwas aber trieb Paul dazu, diesem Mann zu sagen, was er vorhatte.

„Kordales, hören Sie!“

Don drehte sich langsam um und betrachtete Vinel.

„Ich werde jetzt nach Hause gehen und mich von diesem Schlamassel hier erholen. Meine Männer werden hier Ordnung machen. Die Spurensicherung hat alle Beweise, die wir brauchen, und draußen gibt es auch nichts weiter zu tun, als Leichenteile aufzusammeln. Und morgen darf ich der armen Frau Deswin anvertrauen, dass sie von nun an eine Witwe ist. Daran sind Sie schuld. Ich werde Sie dafür drankriegen, verlassen Sie sich drauf. Das waren gute Menschen. Die waren jeden Sonntag in der Kirche!“

Don sah den Mann ungläubig an. Was war nur los? War das etwa auch noch ein Religionsfanatiker? Sah gerade so aus.

„Hören Sie, Herr Vinel, Sie werden jetzt nach Hause gehen und schlafen. Ich erwarte sie um fünf Uhr. Treffpunkt wird hier vor dem Haus sein. Mich werden sie wegen gar nichts belangen. Und Sie täten gut daran, ihre Zunge zu hüten. Doch bevor ich Sie gehen lasse, werden Sie einen ihrer Leute damit beauftragen, diese Sache mit der Frau ihres toten Kollegen zu erledigen. Danach werden Sie eine bundesweite Fahndung nach Thomas Schwarz einleiten. Sie wissen doch, wie soetwas geht, oder? Und zum wiederholten Mal: morgen früh um fünf dort unten auf der Straße! Noch Fragen?“

Paul kochte vor Wut. Er ballte seine Fäuste so fest zusammen, dass er sich die Fingernägel in das Fleisch seiner Handflächen grub, in der noch der Tupper steckte. Seine Zähne biss er so fest aufeinander, dass sie knirschten.

„Jetzt hören Sie mal zu, Sie ...“, weiter kam er nicht, denn Don war mit einem Satz schon auf den Beinen, hatte ihn am Kragen gepackt, herumgedreht und gegen den Küchenschrank gedrückt. Er schnürte ihm damit teilweise die Luft ab. Vor lauter Schreck ließ Paul seinen Tupper fallen und machte sich beinahe in die Hosen.

„Herr Kommissar Paul Vinel, Sie tun jetzt augenblicklich, was ich Ihnen aufgetragen habe! Ich verliere äußerst selten meine Fassung. Ich verliere sie auch jetzt nicht, aber bringen Sie mich nicht dazu! Ich bin mächtiger, als Sie es sich jemals ausmalen können. Und wenn Ihnen das nicht genug ist, so seien Sie sicher, dass Sie mit ihrem Bierbauch und ihrer Trägheit noch nichtmal einen Schlag gegen mich ausführen könnten, bevor ich Ihnen nicht mindestens ein Dutzend Knochen gebrochen hätte. Ob ich mir als letztes das Nasenbein oder einen Ihrer Halswirbel vornähme, würde ich erst kurzfristig entscheiden, indem ich überlegen würde, wie sehr Sie mich reizen wollten. Und jetzt werden Sie genau das tun, was ich Ihnen gesagt habe! Nicht mehr und nicht weniger. Ich verlange nicht von Ihnen, dass Sie meinen Befehl wiederholen. Ich denke, Sie haben sehr wohl verstanden, was ich eben sagte.“

Don warf einen kurzen Blick nach links und sah in die Gesichter der verdutzten Beamten, von denen im Moment keiner mehr seiner Arbeit nachging.

„Ich muss Ihnen wohl nicht auch noch Ihre Arbeit erklären, oder?“, sagte er, und wieder zu Paul gewandt: „Wir sehen uns morgen.“ Damit ließ er Paul los.

Dieser sank etwas tiefer zurück, als Don ihn angehoben hatte. Er keuchte ein wenig, sah Don mit hochrotem Kopf an und drehte sich um, ohne ein Wort zu sagen. Er nahm seinen Hut von der Anrichte und ging an den Beamten vorbei, die so taten, als hätten sie nichts von alledem, was soeben passiert war, mitbekommen.

Diese Aktion war Don gar nicht recht. Aber es wurde Zeit, dass er diesem Paul Vinel zeigte, wer hier das Sagen hatte. Sicher benötigte er nach wie vor seine Unterstützung, aber dies schien ein fast hoffnungsloser Fall zu sein. Solch einen machtbesessenen,

aggressiven und scheinheiligen Menschen hatte Kordales in Gestalt eines so hohen Beamten noch nicht kennengelernt.

Als Deswin die Tür des parkenden PKWs geöffnet hatte, explodierte der Tank. Don hatte nicht einmal einen ganzen Schritt geschafft, von seinem Wagen zu Deswin zu rennen. Die Explosion war ganz schön heftig. Jede Menge Metall- und Glassplitter flogen durch die Luft. Kordales bekam einige davon ab, da er ungeschützt auf der Straße stand. Vinel hatte mehr Glück, da er hinter seinem Pkw gestanden hatte. Und Deswin hatte gar kein Glück. Der Mann wurde von der Druckwelle fast in zwei Hälften gerissen. Die Personen im Wagen konnten nur noch anhand ihrer Zähne identifiziert werden.

Man fand heraus, dass sich noch eine dritte Person auf dem Wagen des Rücksitzes aufgehalten hatte. Kordales konnte sich keinen Reim darauf machen, wer das gewesen sein mochte. Thomas Schwarz bestimmt nicht. Falls er die Explosion verursacht hatte, wovon Don aber keinesfalls so überzeugt war wie die hiesige Polizei, würde er sich sicher nicht in einem Wagen ausruhen, der explodierte, wenn man ihn zu öffnen versuchte. Für das Mädchen hatte die Person einen zu großen Kiefer. Don überzeugte sich selbst davon, denn sie war ja immerhin die Hauptperson in diesem Drama. Aber wer sonst hatte einen Grund oder bekam einen aufgezwungen, sich hinter seine zwei Mitarbeiter in den Kofferraum zu legen? Er wusste es nicht.

Es kam ihm jedoch nicht ungelegen, dass die Polizei so sehr davon überzeugt war, dass Thomas Schwarz der Feuerteufel gewesen war. Dies bedeutete, sie würden sich jetzt alle erdenkliche Mühe geben, ihn zu fassen. Er wurde jetzt nicht mehr nur wegen einfachen, sondern auch noch wegen Beamten- und Polizistenmordes gesucht. Jetzt konnte er sich der vollen Aufmerksamkeit gewiss sein, falls ihn auch nur irgendein Passant erkannte. Nicht mehr lange und die Medien würden hier eintreffen und sein Bild in allen TV-Kanälen senden. Dann war es nur noch eine Frage der Zeit, bis sie ihn schnappen würden. Und mit ihm hatten sie dann praktisch auch schon das Mädchen. Denn sie war doch hier in der Wohnung gewesen, wie das Kleid im Müllbeutel bewies. Und mit ihr kam früher oder später auch der Irre, der sich ein Späßchen aus jedem seiner Morde machte. Und dann würde sein Auftrag fast schon erledigt sein. Larbach, der schon vor einiger Zeit eingetroffen war, setzte sich zu ihm an den Tisch. Winter steckte übrigens noch immer bei der Polizei fest, da diese den Mord wahrscheinlich als Mord des Jahrhunderts ansah.

„Was meinen Sie, Larbach!? Stellen Sie sich vor, Sie sind weiblich, arbeiten in Paris und erfahren, dass das Grab Ihrer Tochter geschändet und die Leiche ihrer Tochter gestohlen wurde, die vor etwa einem Jahr starb. Was tun Sie?“

„Nun, ich würde meine Sachen packen und hierherkommen, um den Polizisten bei ihrer Ermittlung Dampf zu machen.“

„Hmh“, Don nickte, „genau das täte ich auch. Ihr Name ist Laura Parsto. Sie ist in ihrer Branche eine ziemlich bekannte Persönlichkeit. Es dürfte nicht viel Mühe machen, herauszufinden, wo sie im Moment steckt. Finden Sie heraus, wo sie ist und ob sie vorhat, hierherzukommen. Und wenn ja, wann ihr Flug geht, wann sie hier landet und so weiter. Wenn Sie das haben, rufen Sie mich an und legen sich, wie auch ich es nachher tun werde, für ein paar Stunden in einem Hotel aufs Ohr. Ich sage Ihnen bei Ihrem Rückruf, wann Sie morgen wo erwartet werden.“

Larbach wiederholte seinen Auftrag und stand vom Tisch auf.

Don rieb sich mit den Händen das Gesicht; als sein Blick auf sie fiel, gewahrte er kleinere und größere Blutspuren an ihnen. Ein Nachteil, dachte er, wenn man seine Schmerzen nicht mehr wahrnimmt, man ignoriert die Verletzungen und läuft rum wie ein Schwein.

Er stand auf, um sich bei einem der Beamten zu erkundigen, wo man hier noch die restliche Nacht verbringen konnte. Er war nicht müde aber er wollte auf jeden Fall duschen und wusste auch, dass sein Körper Erholung brauchte, auch wenn er die Müdigkeitserscheinungen unterdrücken konnte. Und Erholung würde er sich jetzt gönnen.  
So lange noch Zeit dazu war.

Das Flugzeug der Route Paris-Frankfurt befand sich noch im Steigflug. Die reine Flugzeit würde ungefähr eine Stunde und zehn Minuten betragen. Der Himmel war, bis auf ein paar Wölkchen, klar, und Turbulenzen für den Flug wurden nicht erwartet. Laura Parsto saß neben einem älteren Herrn, der es geschafft hatte, innerhalb von drei Minuten nach seinem Hinsetzen in Tiefschlaf zu verfallen, der ihn zu einem lauten Schnarchen hinriß.

Laura betrachtete ein Foto, auf dem ihre kleine Tochter im Alter von damals zehn Jahren zu sehen war. Sie kniete auf dem Foto neben ihr, und beide lächelten glücklich in die Kamera. Das Foto war aufgenommen worden, als sie mit ihrer Tochter einen Urlaub in Ägypten verbrachte. Sie hatte mit ihrer Tochter immer schon so viele Reisen wie möglich unternommen. Damals hatte sie einen anderen Touristen gebeten, sie beide zu fotografieren.

Es gab zwar noch weitere Bilder, auf denen sie gemeinsam zu sehen waren, jedoch fand Laura, dass Chrissie auf keinem anderen Bild das Lächeln und das Leuchten der Lebensfreude in ihren Augen so deutlich zeigte, wie sie es in der Wirklichkeit getan hatte. Sie trug dieses Bild immer bei sich, um sich jederzeit an ihre liebevollste Tochter zu erinnern. Sie hatte fast alles, was ihrer Tochter gehört hatte, aufgehoben und bei ihrer Mutter auf dem Speicher zurückgelassen, da sie es nicht übers Herz brachte, all diese Dinge einfach wegzuschmeißen oder zu verschenken; dann aber hatte sie sich doch entschieden, wenigstens dieses eine Foto bei sich zu tragen, da es ihr immer wieder zeigte, dass ihre Tochter ein zwar kurzes, aber dennoch ein glückliches Leben geführt hatte.

Und sehr oft, wenn sie alleine war oder sich unbeobachtet fühlte, zog sie das Bild heraus, betrachtete es und schwelgte in Erinnerungen an die schönen Zeiten mit ihrer Tochter. Sie erinnerte sich dabei an alles Mögliche: an Geburtstage, an ihre Ausflüge, an ihre Reisen in den Ferien, an den ersten Schultag, ihren ersten Zahn, ihre ersten Gehversuche, aber auch an alle möglichen ganz alltäglichen Dinge: Wie sie vor dem Spiegel stand und sich ihre braunen Locken büstete, wie sie einen manchmal, mitten im Reden, einfach mit einer Frage unterbrach. Laura hatte ihre Tochter schon oft deswegen ermahnt; wenn sie nun daran dachte, musste sie nur lächeln, da es eigentlich immer herzerreißend süß wirkte, wenn man dabei in ihre unschuldigen und fragenden Augen blickte. Sie hatte sich immer Mühe geben müssen, ihre Tochter wegen kleiner Unhöflichkeiten zu ermahnen, auch wenn diese nur sehr selten vorkamen. Sie hatte sie viel zu sehr geliebt, um streng mit ihr zu sein, was jedoch nach ihrer Ansicht und der ihrer Verwandten und Freunde bei diesem Kind auch nie nötig gewesen wäre.

Solche Erinnerungen liefen immer wieder auf dasselbe hinaus. An dem Tag, an dem sie sie das letzte Mal sah, und an dem Tag, an dem ihr ihr Peiniger auflauerte, sie entführte, sie vergewaltigte, was man ihr damals verschwieg, was sie sich aber anhand der Vorgeschichte dieses Monsters ausmalen konnte, und an dem er sie schließlich ermordete.

Laura wäre in dem Moment, als die Polizei ihr die Vorfälle schilderte, selbst zu einem Mord fähig gewesen. Sie hätte dieses Schwein am liebsten selbst in die Finger bekommen, um ihm unerträgliche Schmerzen zuzufügen. Die Polizei war ihr jedoch zuvorgekommen: Sie hatten ihn noch am Tatort erschossen. Angeblich wegen eines Fluchtversuchs. Laura wusste nicht, ob sie froh darüber sein sollte, dass ihr hierdurch ein langwieriger Prozeß erspart blieb und die in einigen Jahren bevorstehende

Freilassung wegen angeblicher Rehabilitation, was bestimmt passiert wäre in diesem ach so gerechten Staat Deutschland, oder ob es ihr lieber gewesen wäre, wenn sie wirklich eine Chance bekommen hätte, den Täter unbeobachtet für ein paar Stunden in die Finger zu bekommen. Wäre es dazu gekommen, hätte sie keinen Moment gezögert, dieses Schwein unter Schmerzen hinzurichten. Sie wäre dann zwar selbst zur Straftäterin geworden, ihr Verlangen nach Vergeltung jedoch war stärker als ihre Vernunft.

Sie blickte wieder auf das Foto. Dieses unschuldige süße kleine Kind. Ihre kleine Chrissie. Ihr kleiner Engel. Wie konnte ein Mensch nur so etwas tun! Nein, dieser Mann war in ihren Augen kein Mensch. Dieser Mann war ein Monstrum. Er hatte ihr Chrissie weggenommen. Er hatte ihrer kleinen Tochter, die ihr auf dieser verdammten Erde das Liebste war, einfach weggenommen. Immer wieder versuchte sie, die sich ihr aufrängende Vorstellung von dem, was er ihr angetan hatte, beiseitezuschieben. Sie hätte, hätte sie sich ihren Glauben bewahrt, Gott angefleht, dass Christine bewusstlos gewesen sein mochte, als er über sie herfiel.

Sie zitterte vor Wut. Die Tränen, die sich in ihren Augen gesammelt hatten, begannen ihre Wangen herunterzulaufen. Tränen der Verzweiflung. Tränen der Wut. Tränen des Kammers und der Liebe. Tränen der unsterblichen Liebe für ihre Tochter, deren Leben auf so grausame und ungerechte Weise aus dieser Welt getilgt worden war. Und Tränen der neuerlichen Wut, da man ihr offenbar noch nichtmal nach ihrem Tod ihre Ruhe gönnte. Sie würde nicht eher ruhen, als bis ihr Schänder gefasst war. Und diesmal würde sie Vergeltung üben. Sie würde dieser Person ihre Wut ins Gesicht schreien. Und sie würde so viele Schläge auf diese Person verteilen, bis jemand kam und sie stoppte. Niemand konnte es wagen, das Grab ihrer Tochter zu schänden, ohne dafür zu büßen und mit eigenen Augen in ihrem Gesicht ihren Kummer abzulesen, damit er sich auf ihn übertrug.

„Alles in Ordnung, Madame?“ , fragte die Stewardess, die leicht vornübergebeugt neben ihr stand und ihr ins Gesicht blickte.

Laura, aus ihren Gedanken herausgerissen, erschrak und begann sofort, ihr beruhigendes Lächeln aufzusetzen. Sie steckte das Foto zurück in die Jackentasche, während sie sich mit der anderen Hand die Tränen von den Augen wischte und erwiderte: „Ja, geht schon. Danke. Alles in Ordnung.“

Die Stewardess blickte Laura noch einen Moment lang sorgenvoll an, lächelte dann aber ebenfalls.

„Wenn Sie etwas benötigen, klingeln Sie einfach, d'accord?“

„Ja, vielen Dank. Aber es geht schon.“

Die Stewardess ging weiter, und Laura tupfte die restlichen Tränen mit einem Tempo ab. Sie brauchte nur einen kurzen Moment, um ihre Fassung wiederzugewinnen, hatte sie doch ein ganzes Jahr Zeit gehabt, dies zu üben.

Sie versuchte ihre Gedanken in eine andere Richtung treiben zu lassen. Sie dachte an Michelle. Er würde ihr bestimmt folgen, sobald das Meeting mit der sicheren Erfolgsquote heute Mittag gelaufen war. Davon war sie überzeugt. Dieser Mann wollte sie. Und er würde alles daransetzen, sie davon zu überzeugen, dass er bereit wäre, in jeder schweren Minute ihres Lebens bei ihr sein und zu ihr stehen. Sie überlegte, ob das für sie nicht tatsächlich das Beste wäre. Vielleicht sollte sie sich einfach wieder mit jemandem zusammentun, um ihre Vergangenheit endlich zu überwinden. Und es gab bei weitem schlechtere Männer als ihn.

Er war charmant, erfolgreich, einfühlsam (manchmal), und er sah gut aus. Und die Liebe zu ihm würde sie wohl auch irgendwann finden, wenn sie ihm nur erst eine

Chance ließe. Sie nahm sich fest vor, nicht mehr so abweisend zu sein, falls er ihr folgte.  
Sie wäre diesmal einer Ablenkung nicht mehr so abgeneigt wie all die Zeit zuvor.

Sie rannte durch Gegenden, die ihr vertraut vorkamen, dann aber auch wieder total fremd. Mal sah sie ein bekanntes Gesicht, einen Verwandten, eine Freundin aus ihrer Schulzeit, mal sah sie Pferde auf einer Weide, dann wiederum schemenhafte Wesen, die ihr Angst machten. Sie rannte über einen Friedhof und sah ein geöffnetes Grab. Sie wandte ihren Blick rasch in die andere Richtung und erkannte Thomas Schwarz, der ihr jetzt die Hand hielt, während sie am Straßenrand standen und dem Regen ausgesetzt waren. Als sie zu ihm sprach, verwandelte er sich in ihre Mutter, die sie lieb drückte, und sie befanden sich in einem Vergnügungspark auf einer Achterbahn. Die Achterbahn schoss geradewegs auf einen Mann zu, der in Lumpen gehüllt vor ihr lauerte und die Arme nach ihr ausstreckte. Als sie gerade im Begriff waren, ihn zu überfahren, fand sie sich auf dem Boden einer Wiese wieder und sah neben sich genau in das Gesicht ihres einstigen Peinigers, der im Sterben lag, sie angrinste und ihr zu verstehen gab, dass sie durch ihren Tod noch lange nicht gerettet war. Das Gesicht verwandelte sich langsam in ein Gesicht, von dem sie glaubte, es noch nie zuvor gesehen zu haben. Es war das Gesicht eines Mannes mittleren Alters mit einem braunen Vollbart. Er lag in einem schwarzen Anzug auf einem Bett und starrte zur Decke. Der Mann war tot. Jedoch streiften sie leicht seine Gedanken, jedoch zu leicht um zu verstehen, was dieser fremde Mann dachte. In ihrem Traum war Christine ebenfalls hilflos einem Durcheinander von Gefühlen ausgeliefert, ebenso wirr und zusammenhanglos wie die einzelnen Bilder erlebter und noch nie erlebter Ereignisse in ihrem Leben, die ihr ihr Gehirn vorgaukelte. Sie bestanden aus Liebe und Hass, aus Abneigung und Zuneigung, aus Trauer und Freude, aus Spaß und Ernst, aus Vertrautheit und Angst. Alle möglichen Gefühlswallungen überkamen Christine in ihrem Traum, stärker fast als in ihrem wirklichen Leben und nicht passend zu jedem einzelnen Bild. Träume sind meist, wenn man sie im wachen Zustand betrachtet, zusammenhanglos und durcheinander. Jedoch ergeben sie im Traum immer einen Sinn, auch wenn man eine vertraute Person in einem ganz anderen Körper wahrnimmt. Jedoch merkte Christine sogar im schlafenden Zustand, dass all diese Bilder eigentlich eine wahllose zusammengewürfelte Anzahl erlebter und phantastischer Ereignisse waren.

Als Christine aus ihrem Traum erwachte, wusste sie trotz der surrealen Bilder auf Anhieb, dass sie sich im Gästezimmer von Frau Triden befand. In einem großen schönen weichen Bett. Christine streckte sich, rieb sich verschlafene Augen und während sie gähnte, sah sie aus dem Fenster und bemerkte, dass draußen die Sonne noch immer nicht aufgegangen war. Sie hatte zwar ihre Orientierung sogleich nach dem Aufwachen wiedererlangt, jedoch fehlte ihr noch jegliches Zeitgefühl. Sie schaute sich um in dem großen Raum und bemerkte, dass ihr jemand, während sie geschlafen hatte, Kleider auf eine Truhe neben dem übergroßen altmodischen Kleiderschrank gelegt hatte.

Tom hatte Recht gehabt, Jennifer Triden war wirklich etwas klein für eine ausgewachsene Frau, und dies bemerkte Christine jetzt, da sie die Kleider dieser Frau anzog, noch deutlicher: Eine schlichte Bluejeans und einen vielleicht doch etwas zu weiten Pullover über schlichter Baumwollunterwäsche, was sie aber nicht sehr störte, da sie eigentlich schon immer gerne etwas zu große Pullis getragen hatte.

Während Christine zur Tür ging, kam der absurde Gedanke in ihr auf, dass sie wohl während ihrer Zeit im Sarg, in dem sie ja immerhin ein ganzes Jahr verbracht hatte, und nachdem sie mittlerweile schon zwölf geworden war, auch ein Stück gewachsen

war. Reifer war sie auf jeden Fall geworden, ging es ihr durch den Kopf, als sie die Treppen hinabstieg und darüber nachdachte, dass sie ja gar nicht wie ein kleines Kind ewig über die Vergangenheit weinte, sondern die Dinge nüchtern aus einem sachlichen Blickwinkel betrachtete. Vielleicht liegt das aber auch nur daran, dass ich mittlerweile tot bin, dachte sie, und diesmal erschrak sie über ihre eigenen Gedanken. Während sie weiter die Treppe hinunterstieg, hörte sie im unteren Teil des riesigen Hauses leise Stimmen. Sie erkannte Toms Stimme und sie meinte auch zu hören, dass die weibliche Stimme zu Jennifer gehörte. Aber sie vernahm auch noch eine dritte Stimme, eine männliche, von der sie glaubte, dass sie sie noch nicht kannte.

„Tom, Tom, Tom. Du rauchst dich noch tot.“

„Mrs. Triden. Ich habe gestern überhaupt keine mehr geraucht, seit ich Christine auf der Treppe entdeckt hab. Ich hab einiges nachzuholen. Und jetzt zu Dir, Frank. Jason hat keine verschrumpelte Maske. Und er kam in den ganzen acht Teilen nie durch Kugeln ums Leben. Der ganze neunte Teil ist purer Schwachsinn. Wenn denen nix mehr einfällt, dann sollen sie gefälligst die Finger von Jason lassen und nicht die ganzen Filme kaputt machen.“

„Ja, Tom, da hast Du Recht. Die ganzen anspruchsvollen acht Teile. Ansonsten geht's Dir gut, ja?“

„Hört mal, Ihr zwei. Das scheint ja ein wirklich wichtiges Thema zu sein, wenn Ihr euch ausnahmsweise mal ernst über was unterhaltet, was?“

„Ist es auch, Jennifer. Aber wie ich dich kenne, hast du noch keinen einzigen ... Hey, guten Morgen“, rief Tom, als er sah, dass Christine durch die Tür ins Wohnzimmer lugte.

„Hallo! Wer ist Jason?“, fragte sie ihn neugierig.

„Niemand meine Liebe. Nur jemand aus irgendwelchen Schwachsinnfilmen.“

Möchtest Du einen Kakao? Hier stehen auch Brötchen und alles Mögliche zum Essen. Setz dich und nimm Dir, was Du willst. Wie ich sehe, passen Dir meine Kleider ja einigermaßen. Wohl besser als eine ausgelutschte Lederjacke und ein Bademantel von unserem gemeinsamen Freund Tom, was?“

Christine lächelte und nahm am Tisch Platz. Beim Anblick alldessen, was da auf dem Tisch stand, lief ihr das Wasser im Mund zusammen. Sie verspürte zwar keinen Hunger, hatte aber eine solche Lust auf all die leckeren Sachen, die sie vorfand, dass sie sich nur mit Mühe davor zurückhalten konnte, nicht alles einfach hinunterzuschlingen. Als sie den Verband an Toms Hand sah, überkam sie ein schlechtes Gewissen. Sie fragte sich, ob die Hand wohl gebrochen war, während sie stirnrunzelnd die Stirn von Thomas betrachtete. Auch dort hatte ihr Angriff eine Spur hinterlassen. Eine Beule zeichnete sich direkt unter seinem Haaransatz ab. Am liebsten hätte sie ihn einfach gefragt, ob die Hand gebrochen war; nur fürchtete sie, ihn damit unwillentlich an ihre Tat zu erinnern.

Tom drückte seine Zigarette im Aschenbecher aus und meinte, an Christine gewandt:

„Also, wir haben ...“

„Äh, Entschuldigung, aber wieviel Uhr ist es eigentlich?“, fragte Christine und war plötzlich entsetzt darüber, dass sie einem Erwachsenen einfach so ins Wort gefallen war. Was würde ihre Mutter wohl denken, wenn sie das jetzt miterlebt hätte. Ihre Mutter. Wo war sie? Wie ging es ihr? Ihre Gedanken an Thomas' Verletzungen waren vergessen.

Tom sah auf seine Uhr. „Wir haben es jetzt kurz vor sieben. Also, wir haben schon versucht, Deine Mutter zu erreichen. Sie ist wohl kurz nach Deiner, ähm ... also sie ist vor einem Jahr nach Paris umgezogen und arbeitet jetzt dort.“

Also hatte sie sich ihren Traum erfüllt, dachte Christine und war erleichtert darüber, dass ihre Mutter noch lebte und nicht völlig an ihrem Tod zerbrochen war.

„Wir haben auch die Nummer des Hotels, in dem sie die letzte Nacht verbrachte, doch als wir dort angerufen haben, war sie schon unterwegs zum Flughafen. Also, mein Freund hier, Frank, nun, Du musst dir vorstellen, er hatte, weil Saarländer eben, sechs Jahre Französisch in der Schule, hat es aber irgendwie doch nicht fertiggebracht, sie zu fragen, seit wann sie schon aus dem Hotel ausgecheckt hatte. Also können wir auch keine genauen Vermutung anstellen, wann sie losfliegt und hier in Deutschland ankommt.“

Frank grinste Christine an. Er war 38 Jahre alt und ein Bär von einem Mann. Christine, Jennifer und auch Thomas hätten sich problemlos hinter seinem Rücken verstecken können, wäre dieser Mann von seinem Stuhl aufgestanden. Gut, nicht alle auf einmal, aber immerhin. Er hatte seine langen blonden Haare zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Im Gesicht trug er einen langen, ebenfalls blonden Schnurrbart und einen Kinnbart, der als geflochtener Zopf auf seinen riesigen Brustkorb deutete. Er saß dort in einem T-Shirt, das bald aus den Nähten zu platzen drohte. Seine Augen aber wirkten auf Christine trotz seiner einschüchternden Größe beruhigend, und die Gewissheit darüber spiegelte sich in seinem Grinsen ebenfalls wider. Außerdem war Frank ein Freund von Thomas. Und Thomas hatte sich bisher mehr um sie gekümmert als alle anderen Männer, die sie vor ihrem Tod kennengelernt hatte; und er war auch ehrlicher und spaßiger als jeder andere Mann. Sie hatte ihn wirklich schon ins Herz geschlossen.

„Jedenfalls hat Mr. Bombastic da drüben es aber doch irgendwie geschafft, durch Erklärungen mit Händen und Füßen sich ihre Handynummer zu beschaffen. Chrissie, kannst Du Dir vorstellen, was das für ne Anstrengung war? Ich mein, etwas am Telefon mit Händen und Füßen zu erklären?!“

Christine lachte schon wieder.

„Aber die hat uns im Moment nicht viel genützt. Sie hat ihr Handy ausgeschaltet. Und auf Verdacht mit Dir zu einem Flughafen fahren, hat wohl nicht viel Sinn. Sie wird wahrscheinlich in Frankfurt landen, denn wenn sie nach Saarbrücken wollte, könnte sie eigentlich auch hinlaufen. Das würd sich wohl ned sehr lohnen. Daher können wir im Moment nicht viel mehr tun, als alle Viertelstunde einen Versuch mit ihrem Handy zu starten.“

„Und uns im Fernsehen coole selbsternannte Stars angucken, die so schlecht singen, dass du besser schnell die Eier isst, bevor sie vor Angst noch schlüpfen“, meinte Frank und deutete auf den Fernseher, auf dem im Hintergrund irgendeine Frühstücksendung lief, in der jemand etwas vorsang und die Zuschauer per Anruf abstimmen durften, ob er gut war oder nicht.

Tom stand auf und ging zum Fenster.

„Hast Du denn gut geschlafen?“

„Ja, danke“, antwortete Christine, während sie sich ein Brötchen aufschnitt.

„Was war gestern mit Dir los? Warum dachtest Du, der Mann, Der dich vor einem Jahr entführt hat, sei in dem Wagen?“

„Tom, jetzt lass die Kleine doch erstmal essen“, meinte Jennifer.

„Nein, nein. Schon gut. Ich weiß nicht. Mich überkam so ein Gefühl, als ob er ganz in meiner Nähe wäre. Ich konnte ihn spüren. Und weil ich auf einmal alle Bilder wieder vor mir hatte, die ich vor meinem Tod erlebte, bekam ich schreckliche Angst, dass er hinter dem Steuer sitzen würde. Ich weiß auch nicht, aber wir waren für kurze Zeit irgendwie, hmmm, miteinander verbunden oder sowas.“

Jennifer sah das Mädchen ungläubig an. Wie konnte sie so offen und nüchtern über diese Sache reden, die ihr widerfahren war. Es war ihr unbegreiflich. Wenn sie sich vorstellte, sie wäre entführt und vergewaltigt worden, ganz abgesehen davon, dass sie auch noch ermordet worden war, was für Jennifer jetzt ein wenig zu surreal war, um es sich vorstellen zu können, dann würde sie sicher ganz anders darauf reagieren und schon gar nicht so darüber plaudern. Sicher, es war ein Jahr vergangen, aber eigentlich ja nicht für das Mädchen, wenn man Tom und ihr alles glauben wollte. Sie wollte beiden glauben. Tom hatte sie noch nie angelogen, und das Mädchen hatte keinen Grund dazu, ihr eine derartige Geschichte aufzubinden. Und daran, dass es Christine Parsto war, daran gab es keinen Zweifel. Sie hatte auch die Schlagzeilen des letzten Jahres noch im Kopf. Jedoch konnte sie nicht so ganz daran glauben, dass sie hier durch ein Wunder wieder zum Leben erweckt wurde. Es musste eine logische Erklärung für das alles geben.

„Aber wieso denkst Du, der Mann sei noch am Leben? Er ist tot. Sie haben ihn erschossen. Es kam in allen Nachrichten. Zwar etwas zu spät, aber immerhin“, sagte Tom und zuckte mit den Schultern.

„Tom!“, rief Jennifer ihm anklagend entgegen.

„Was denn?“, fragte Tom mit ausgestreckten Händen, so als wolle er seine Unschuld beweisen.

„Ja, es kam in allen Nachrichten, dass er tot ist. Genau wie bei ihr“, warf Frank in den Raum und deutete mit einem Kopfnicken auf Christine, die, wenn Frank so ernst sprach, doch ein wenig Angst vor ihm bekam.

„Joh! Da hast Du wohl recht. Du bist also der Meinung, er ist auch wieder unter den Lebenden?“, fragte Tom.

„Ich bin nicht nur der Meinung, ich habe ihn gespürt“, entgegnete Christine.

Tom gab sich mit dieser Antwort zufrieden, obwohl ihm noch eine Menge Fragen auf der Zunge brannten. Aber dies waren Fragen, die nur Spekulationen zuließen. Und das Mädchen konnte ihm da genauso wenig weiterhelfen wie das unentdeckte Talent, das noch vor einigen Minuten im Fernsehen zu sehen gewesen war.

Tom drehte sich um und starrte wieder nach draußen. Er blickte in die Dunkelheit und hoffte, dass diese bald vergehen möge. Er wollte wieder Tageslicht sehen. Er fragte sich gerade, was draußen auf der Straße in der ansonsten so ruhigen Wohngegend am äußeren Stadtrand doch für ein reger Betrieb um diese Uhrzeit herrschte.

Sicher, die Menschen fuhren um diese Uhrzeit los, um zur Arbeit zu kommen. Aber er dachte kurz darüber nach, wie groß die Grundstücke hier doch waren, und kam nach großzügigem Rechnen dahinter, dass da draußen mehr Fahrzeuge herumfuhren und mehr Menschen zu Fuß unterwegs waren, als es Menschen geben konnte, die hier wohnten.

Er lugte durch einen Spalt, den das überdimensionale Rollo an dem zur Straße gelegenen Wohnzimmerfenster noch zuließ. Die Öffnung war gerade groß genug, um Tom, wenn er dicht genug davorstand, hindurchblicken zu lassen, jedoch konnte ihn von außen mit Sicherheit niemand erkennen. Es sei denn, er hätte Röntgenaugen gehabt.

Tom wollte sich gerade zu Jennifer umdrehen um ihr das rege Treiben auf der Straße präsentieren, als er, wie alle anderen Versammelten auch, von den Nachrichten abgelenkt wurde.

Er erkannte sein Bild links neben der Nachrichtensprecherin. Darunter stand in fetten Buchstaben sein Name. In den Nachrichten war die Rede von zwei Mordfällen in einem Dorf, etwa 80 km entfernt von ihrem Standort. Sie berichteten über einen bestialischen Mord an einer Tankstelle, über eine Explosion auf einer Straße, die Tom

nur zu gut kannte und bei der vier Menschen, darunter ein örtlicher Polizeikommissar, ums Leben kamen; von zwei bisher noch nicht identifizierten Leichen in einem Park, die durch Schussverletzungen ums Leben kamen, und zu guter Letzt noch von der Grabschändung. Und für all das wurde ein Mann verantwortlich gemacht und von der Polizei als einziger Tatverdächtiger dargestellt: Thomas Schwarz.

Man gab bekannt, der Mann sei gefährlich und es wurde eine Belohnung von bis zu 300.000 DM bezahlt, wenn die Hinweise zur Ergreifung des Täters führten.

Tom traute seinen Augen und Ohren nicht.

„Das kann nicht wahr sein! Habt ihr das Bild gesehen? Ich mein ... ich werd mir diese Schweine schnappen, die sich das Bild ausgesucht haben, um mich berühmt zu machen. Wer soll ...“

„Tom, jetzt mal ernsthaft! In was bist Du da reingeraten? Die suchen Dich bundesweit. Du bist im Moment die meistgesuchte Person im Land. Und spätestens heute Abend bekannter als unser Bundeskanzler. Du hast es geschafft, den Krieg in Afghanistan und Boris Becker vom ersten Platz in den Medien zu verdrängen. Sagenhaft!“

Tom blickte Frank an. Er wusste nicht, ob er lachen sollte. Aber Frank hatte Recht: Er war im Moment interessanter für die Medien als ein Krieg gegen den Terrorismus.

„Das is krass“, gab Tom zum Besten und steckte sich, obwohl Christine fleißig weiteraß, während sie intensiv die Nachrichten verfolgte, eine Zigarette an. Er konnte jetzt leider keine Rücksicht darauf nehmen, dass hier noch gegessen wurde.

„Thomas, jetzt mal Spaß beiseite! Ich meine, von den Parkleichen wissen wir ja. Aber was sollen diese Mordfälle im Hunsrück? Und was ist mit der Explosion vor Deinem Haus? Mit dem Tankstellenangestellten?“ Jennifer blickte ihn hilfeschend an.

„Hey, ich weiß es nicht. Du hast doch bereits meine Beichte vernommen, in der ich Dir offenbarte, was ich gestern so Spaßiges unternommen hab. Und die Explosion? Ich mein, es hat so ausgesehen, als ob es ein Fahrzeug gewesen sei, gegenüber meiner Wohnung. Das kann nur bedeuten, dass der Observationswagen hochgegangen ist, aus welchen Gründen auch immer. Ich hab damit nix zu tun. Auch war ich gestern nicht außerhalb von Sonnenbach. Mit Ausnahme von einem kurzen morgendlichen Aufenthalt bei Dir, wie Du weißt.“

„Ja, das ist wohl richtig. Aber sieh Dir das an. Du kannst dich ja nirgendwo mehr blickenlassen. Dich wird in ein paar Stunden jeder jagen. Mit der Kohle heizen die den Leuten aber ganz schön ein.“

„Also, ich dachte immer, mein Arsch sei mehr wert“, gab Tom zum Besten und sah Frank dabei an. Frank grinste, Christine verschluckte sich an ihrem Kakao und hustete lachend danach; Jennifer sah ihn schmunzelnd an und dachte dabei an seinen süßen Hintern.

„Da hast Du wohl Recht. Aber weißt Du, was das bedeutet?! Die wissen, dass wir öfter zusammen sind. Was meinst Du, wie lange die sich Zeit lassen, bis die hier auftauchen und nach Dir suchen? Und bei dem Hals, den die auf Dich haben, werden nicht nur zwei trottelige Beamte hier auftauchen, die ich mit Leichtigkeit wieder abwimmeln könnte. Und dann wäre da noch die andere Seite, die Regierung oder was auch immer der Kerl auf dem Friedhof, von dem du mir erzählt hast, repräsentieren sollte.“

„Oooh, SCHEISSE!“, rief Tom und drehte sich wieder zum Fenster. „Komm her! Sieh Dir das an! Alle beide! Kommt her!“

Jennifer und Frank gingen hinüber zu Tom und schielten durch den Schlitz des Rollos. Christine stand, neugierig geworden, ebenfalls auf. Und was die vier dort sahen, erfreute sie ganz und gar nicht: Sie sahen mehrere Fahrzeuge, richtig

positioniert, um unauffällig zu wirken, aber bei einem Schusswechsel auch Deckung bieten zu können. Sie sahen zwei Männer, die noch in geduckter Haltung vor den Fahrzeugen herumrannten. Die meisten anderen der Spezialeinheit hatten sich schon in Position gebracht.

Frank blickte auf und sah Tom an: „Die sind in den letzten Vorbereitungen, das Haus zu stürmen.“

Auch Thomas Schwarz, Jennifer Triden und Christine Parsto zweifelten daran keine Sekunde.

Der Morgen war kühl und klar. Die Luft schien gereinigt zu sein nach dem heftigen Gewitter und dem schweren Sturm, der in der Nacht getobt und etliche Bäume entwurzelt hatte. Noch war es sehr dunkel, der Sonnenaufgang aber war nicht mehr fern, und bald würde die Sonne strahlend am Horizont über den bewaldeten Hügeln der Stadt erscheinen, nachdem der Sturm vorbeigezogen und auch die letzten Wolken dem Himmel Platz gemacht hatten.

Don Kordales, Paul Vinel, zahllose Beamte sowie einige Leute einer Spezialeinheit hatten sich rings um das Haus von Jennifer Triden versammelt, um es nach allen Regeln der polizeilichen Kunst zu stürmen und auch noch die kleinste Ecke zu durchsuchen. In erster Linie natürlich, um Thomas Schwarz in die Finger zu bekommen, aber auch, um dieser Dame, die der hiesigen Polizei bekanntlich schon seit längerer Zeit ein Dorn im Auge war, ein für alle Mal das Handwerk zu legen. Larbach war unterwegs zum Frankfurter Flughafen, um Frau Parsto dort abzufangen. Kordales' Kommando hatte herausgefunden, dass sie eine Maschine um kurz nach sechs Uhr am Morgen nehmen wollte. Die Flugzeit sollte eine Stunde und zehn Minuten betragen. Frau Parsto würde natürlich noch ihr Gepäck in Empfang nehmen müssen; aber Larbach musste sie am Flughafen ja erst auch noch finden. Dass er sie finden würde, daran zweifelte er nicht. Es machte ihn nur besorgt, dass er schon längst hätte dort sein müssen. Und das war er offensichtlich noch nicht, da er sich noch nicht bei Kordales gemeldet hatte. Offensichtlich hatten beide den morgendlichen Verkehr nach Frankfurt nicht mit eingerechnet. Donald hatte zwar seine vorgesehene Dusche genommen, aus dem Schlafen aber wurde nichts, da auch er sich um den Einsatz zu kümmern hatte, auf den die hiesige Polizei nicht vorbereitet war. Eine ausreichende Anzahl von Männern einer Spezialeinheit konnte er in der kurzen Zeit nicht mehr zusammenbekommen, da die Beamten ja schließlich von Anfang an bei der Planung mit hätten dabei sein müssen. Beamte, die in letzter Minute nur mal eben ihren Posten einnahmen, nützten ihm nichts; jeder Einzelne musste vielmehr ganz genau wissen, was er zu tun hatte, um ein Anwesen dieser Größe von allen Seiten her zu stürmen. Das Haus auf die herkömmliche Art und Weise mit einem Durchsuchungsbefehl und zwei Männern an seiner Seite zu durchsuchen, kam für ihn gar nicht in Frage. Schließlich konnte er so etwas auch ohne Begründung anordnen. Aber er hatte auch genügend Beweise und Gründe vorgebracht, um dies hier ganz legal zu organisieren. Fast alle waren jetzt auf ihren Posten. Jeder verhielt sich so still wie nur irgend möglich. Wäre nicht ab und zu ein ziviles Fahrzeug vorbeigefahren, hätte man meinen können, man sei auf einem Friedhof.

Der Friedhof. Dort hatte er diesen Thomas Schwarz gesehen. Er hätte vielleicht vier Leichen und eine Menge Aufsehen weniger gehabt, wenn er sich letzte Nacht nur etwas sicherer gewesen wäre. Aber er wollte unnötige Schritte vermeiden. Nun gut, manchmal täuschte einen das Leben etwas. Man konnte nicht alles genau planen. Aber der Friedhof erinnerte ihn an eine noch andere, unangenehmere Dienstpflicht, die er noch heute zu erledigen hatte. Er musste zu einer Beerdigung nach Mainz. Schließlich wurde dort der Mensch beigesetzt, der dies alles ins Rollen gebracht hatte, der Mann, für den Don Kordales zur Zeit arbeitete. Am liebsten wäre er dort nicht erschienen. Es waren bestimmt reichlich Kameraleute dort unterwegs. Es würde eine große Beerdigung werden, da er doch ein öffentlich sehr angesehener Mann war. Aber wenn er nicht hinginge, würde die Witwe wahrscheinlich misstrauisch werden, da er ja immerhin des öfteren an seiner Seite gestanden hatte. Er würde sofort nach dem

Schauspiel, das sich ihm gleich bieten würde, losfahren. Was aus Thomas Schwarz wurde, war ihm egal. Es interessierte ihn auch nicht mehr sonderlich, ob er der Erbauer der Sprengfalle gewesen war oder nicht. Wenn er es irgendwann zufällig erführe, würde er es so interessant finden wie ein Hund es interessant fand, wenn man ihm ein Stück Schokolade gab und ihm dabei sagte, dass er schlechte Zähne davon bekomme und dick werde; der Hund registrierte am Rande, dass der Mensch einen artikulierte Laut von sich gab, und das war's. Don würde zwar die gesprochenen Sätze mitbekommen, aber sie würden ihn ebenso wenig interessieren wie den Hund. Paul Vinel saß neben ihm. Sie sahen sich das Schauspiel von Kordales' Wagen an. Er parkte etwa 50 Meter von dem umzingelten Haus entfernt. Wenn die Aktion startete, würden sie sich langsam nähern. Bis es soweit war, saßen sie nebeneinander im Wagen. Paul hatte eine bessere Laune als noch gestern Abend. Diesem Mann schien ein wenig Schlafentzug doch etwas auszumachen. Er hatte seinen Hut wieder aufgesetzt, obwohl sie im Auto saßen und es nicht einmal mehr regnete. Sein Schnurrbart war etwas zu lang, als dass man ihn hätte gepflegt nennen können. Don konnte sich nicht so recht entscheiden, ob der Mann mit dem geröteten Gesicht unter zu hohem Blutdruck litt, oder ob er sich noch immer nicht von der kurzen Machtenthebung gestern Abend erholt hatte. Außerdem zog Don allmählich in Betracht, diesem Menschen mal eine Packung Rachengold gegen sein ständiges Räuspern zu schenken. Mittlerweile hatte Don diesen Mann etwas näher kennengelernt und bemerkt, dass er gegenüber Fremden, von denen er noch etwas erwartete, eine Scheißfreundlichkeit an den Tag legte, die andere wohl als „Schleimerei“ bezeichnet hätten. Vielleicht daher das ständige Räuspern, dachte Don nebenbei. Bei Leuten jedoch, denen er klar als Vorgesetzter oder Gesetzeshüter gegenüberstand, strahlte er eine Autorität aus, die allerdings eher auf seinem skrupel- und kompromisslosen Verhalten beruhte als auf seiner starken Persönlichkeit oder seiner schon fast einer Kugel gleichenden Figur. Dieses Verhaltensmuster hatte ihm wohl auch dazu verholfen, in seine jetzige Position zu gelangen. Leute seines Schlages hatte die Gesellschaft nunmal gerne. Zudem hatte dieser Mann einen schon in seiner Kindheit geprägten Hang zu Kirche, Religion und Gläubigkeit, den er sich aber so zurechtbog, dass er in seiner Welt als Heiliger dastand und alle anderen als gottlose Sünder, die mit Fegefeuer nicht unter zehn Jahren bestraft wurden. Und solch ein Mann schaffte es doch tatsächlich, siebenundzwanzig Jahre lang mit einer Frau verheiratet zu sein und dabei noch zwei Kinder zu zeugen. Aber die Kinder waren jetzt schließlich schon älter und beide aus dem Haus, so dass es Don nicht gewundert hätte, wenn dieser leicht nach Schweiß riechende Mann neben ihm impotent gewesen wäre. Hätte Don seine Gefühle nicht so gut unter Kontrolle gehabt, wie er es sich mit den Jahren angeeignet hatte, er hätte diesen Mann durchaus hassen können. So aber spielte er nur eine kleine Nebenrolle, in der er vielleicht etwas dazu beitrug, seinen Auftrag zu bewältigen. Und das war es schließlich, worauf es hier ankam. Paul hatte seit dem kleinen Zwischenfall in der Nacht nicht den geringsten Wunsch verspürt, sich mit seinem „Gastgeber“ zu unterhalten. Besser so, fand Don, denn dies gab ihm die Möglichkeit, schon die nächsten Schritte zu planen. Endlich spürte Don das Vibrieren seines Handys in der Manteltasche. Er nahm es heraus und hob ab.

„Ich höre.“

„Larbach hier. – Ich bin am Flughafen angekommen. Kleine Verzögerungen durch Verkehr auf der Autobahn. – Das Flugzeug ist vor ein paar Minuten gelandet. Bin auf dem Weg zur Gepäckausgabe. – Melde mich wieder, wenn ich sie hab.“

„In Ordnung“, sagte Don und steckte sein Handy zurück in die Tasche. Jetzt wartete er nur noch darauf, dass auch der letzte Mann seinen Posten einnahm, ihm ein Zeichen gab und er seinerseits das Zeichen geben konnte, mit der größten Hausdurchsuchung zu beginnen, die diese Stadt je erlebt hatte.

Am 09.11.2001, einem ansonsten für fast alle Arbeitnehmer ganz gewöhnlichen Freitagmorgen, bekamen zahlreiche Beamte der örtlichen Polizei, die in Verbindung mit einem Spezialkommando, das extra für solche Fälle ausgebildet war, um 7.12 Uhr das „Go!“ zum Stürmen des Hauses von Frau Jennifer Triden. Jeder Beamte wusste genau, was er zu tun hatte. Jeder Einzelne hatte Angst, dass ihm ein Fehler unterlaufen könnte, da es inzwischen die Runde gemacht hatte, dass dieser Einsatz von der Regierung mitfinanziert und genehmigt worden war; jeder Einzelne hatte Angst, dass durch seinen Fehler etwas schiefgehen könnte. Sie waren sehr kurzfristig zu diesem Einsatz beordert worden und hatten erst vor einer Stunde ihre letzten Instruktionen bekommen.

Das Hauptziel bestand darin, alle Personen in diesem Haus lebend und unverletzt festzunehmen. Was einigen von ihnen seltsam vorkam, war die Tatsache, dass es hier eigentlich um die Festnahme des wegen neunfachen Mordes gesuchten Thomas Schwarz ging, der Regierungsbeamte aber ausdrücklich auf der Festnahme aller Personen bestand, unter denen sich auch ein junges Mädchen befinden könne. Die Zusammenhänge wurden ihnen nicht erklärt, was Fragen bei ihnen aufwarf; kein Einziger aber stellte diese Fragen, da jedem von ihnen vorher die gesellschaftliche Position dieses Mannes deutlich gemacht worden war.

Das Haus war von allen Seiten umstellt. Selbst die Garage wurde zeitgleich gestürmt, für den Fall, dass sich auch dort Personen aufhielten. Nachdem diverse Fenster des Hauses mit Granaten, die einen tränengasartigen Nebel versprühten, eingeschlagen worden waren, stürmte der Großteil der Spezialeinheit das Anwesen durch Haustür und Terrassentür gleichzeitig. Die Hauptaufgabe der Polizeibeamten lag in der Sicherung außerhalb des Grundstückes, damit sich niemand unbemerkt aus dem Staub machen konnte.

Die Aktion wurde ein Erfolg auf ganzer Linie. Das Gelingen dieses Einsatzes sorgte bei den Beamten für ein derartiges Hochgefühl, dass sie alle ihre diesbezüglichen Fragen vergaßen. Sie würden später nur vor ihren Kollegen damit prahlen, dass sie mit für das Gelingen dieser groß angelegten Razzia gesorgt hatten, oder sie würden kein Wort mehr darüber verlieren. Jedenfalls interessierte es später keinen dieser Männer mehr, was aus den Verhafteten wurde, oder wieso auch ein zwölfjähriges Mädchen unter den Festgenommenen war.

Nachdem der größte Teil des atemwegreizenden Nebels wieder abgezogen war, betraten die beiden für diese Aktion Verantwortlichen, Kommissar Paul Vinel und der Regierungsbeamte Donald Kordales, das Haus und betrachteten die vier Gefangenen, die unter Keuchen und Husten auf dem Boden nebeneinanderlagen, die Hände auf dem Rücken mit Handschellen gefesselt.

Auch der Abtransport ließ Fragen offen, die jedoch keinen der Beamten zu interessieren schienen. Die Frau und der bullig wirkende männliche Gefangene wurden in einem normalen Streifenwagen in die Untersuchungshaft abgeführt. Der zweite männliche Gefangene, die Hauptperson bei der Stürmung, wurde vom Kommissar persönlich in dessen Wagen weggebracht. Das Ungewöhnlichste aber war das Mädchen, das in dem vom Staat bezahlten Dienstwagen von Donald Kordales zum Revier gefahren wurde.

Keiner der Beamten achtete sonderlich darauf, da sie alle noch verschiedene Aufgaben zu erledigen hatten. Sie mussten den Bereich absperren und im Haus nach weiteren Beweisen gegen Jennifer Triden suchen. Das Spezialkommando zog nach

Erledigung des Auftrages ab und kümmerte sich nicht weiter darum, was aus den Zurückbleibenden wurde. Für sie war es ein fast alltäglicher Job; sie waren dazu ausgebildet.

Die zahlreichen Leute der Presse erschienen ebenfalls erst, nachdem die Gefangenen abtransportiert waren, was auf die Wichtigkeit dieses Unternehmens hindeutete, denn es war ja fast schon an der Tagesordnung, dass Presse und Fernsehen schon vor den Polizisten am Tatort erschienen. Irgendwie war es dem Regierungsbeamten gelungen, dies alles bis zur letzten Minute geheimzuhalten. Als die Presse- und TV-Leute erschienen, konnten sie nur noch bei den Aufräumarbeiten und der Spurensicherung zuschauen. Alles Vorgegangene erfuhren sie von einem eigens ausgewählten Polizeipressesprecher, der ebenfalls genaueste Instruktionen erhalten hatte, was er preisgeben durfte und was nicht. Es wurde mitgeteilt, dass sich der wegen neunfachen Mordes gesuchte Verbrecher Thomas Schwarz in dem Haus einer unter Verdacht des Drogen- und Waffenhandels stehenden Frau namens Jennifer Triden aufgehalten hatte und dass dieses wegen drohender Fluchtgefahr von einem Sondereinsatzkommando gestürmt worden war. Jetzt suchte man nach Beweisen gegen die schon mehrmals unter Anklage gestellte Frau Triden, die jedoch bisher noch nie verurteilt worden war. Die Untersuchungen in den Mordfällen waren ebenfalls noch nicht abgeschlossen, und Thomas Schwarz wurde jetzt zur Befragung in ein nicht näher benanntes Polizeigebäude überstellt. Ein weiterer männlicher Mitgefangener wurde nicht erwähnt, da er, sofern nicht auch gegen ihn eine Ermittlung eingeleitet würde, nach kurzer Untersuchungshaft wieder freigelassen werden sollte – mit der Auflage natürlich, dass er über diesen Vorfall weiter kein Wort verlor. Kein Wort wurde auch über ein junges Mädchen verloren, das sich ebenfalls unter den Gefangenen befand. Die Presse erfuhr also lediglich von zwei Verdächtigen: Jennifer Triden und Thomas Schwarz. Eine Person wurde verschwiegen, da man keinen möglichen Ansprechpartner für die Presse preisgeben wollte. Eine weitere Person wurde aus Gründen verschwiegen, die noch nicht einmal der Pressesprecher kannte.

Durch diesen Vorfall geriet die Grabschändung bei fast allen in Vergessenheit, was allerdings von einem Regierungsbeamten mit Zufriedenheit aufgenommen wurde. Die Presse sorgte dafür, dass das Interesse der Anwohner auf ein neues Thema gelenkt wurde.

Nur eine Person zeigte sich nach wie vor interessiert an dem, was mit dem Grab geschehen war: Laura Parsto.